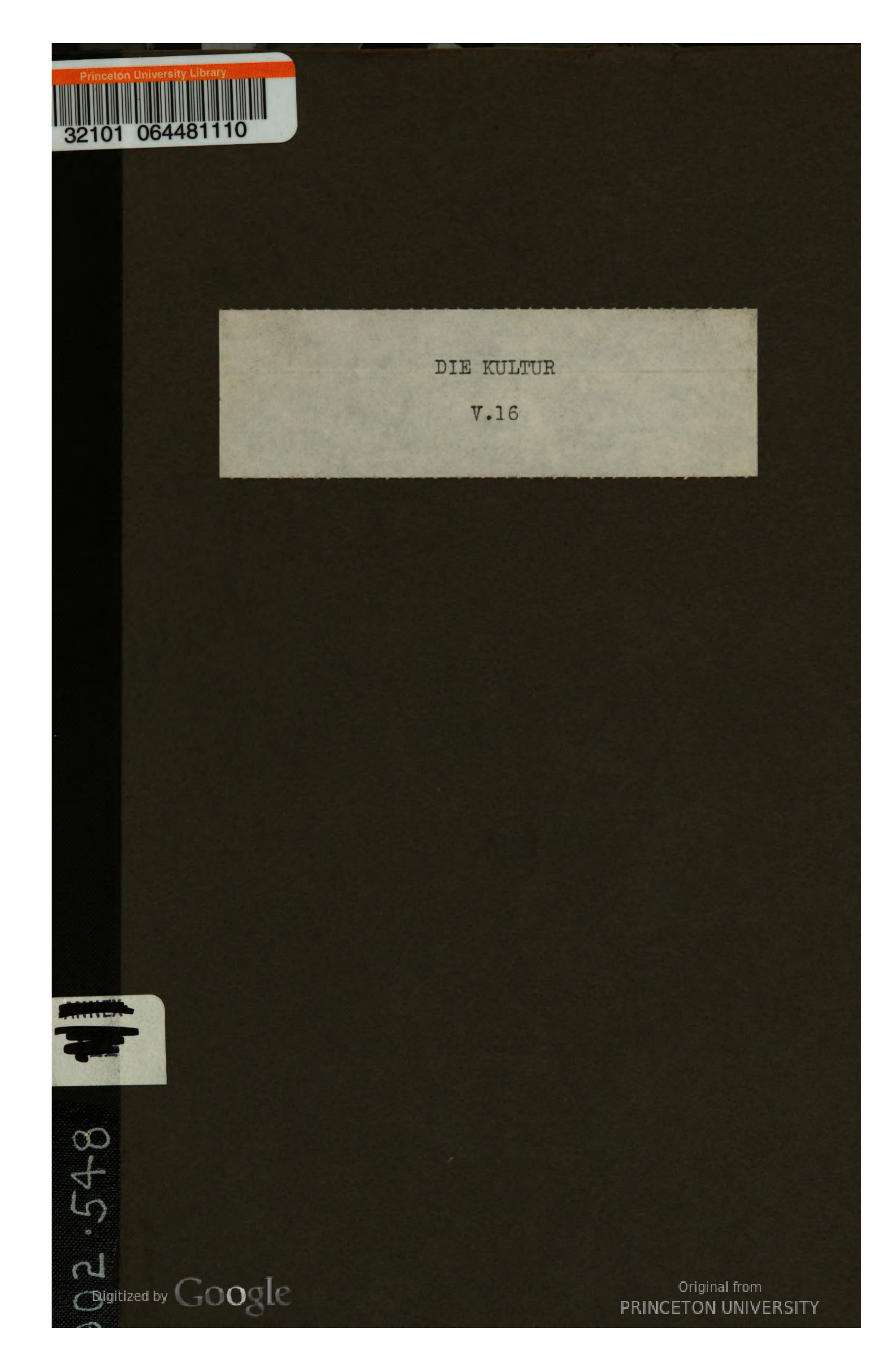
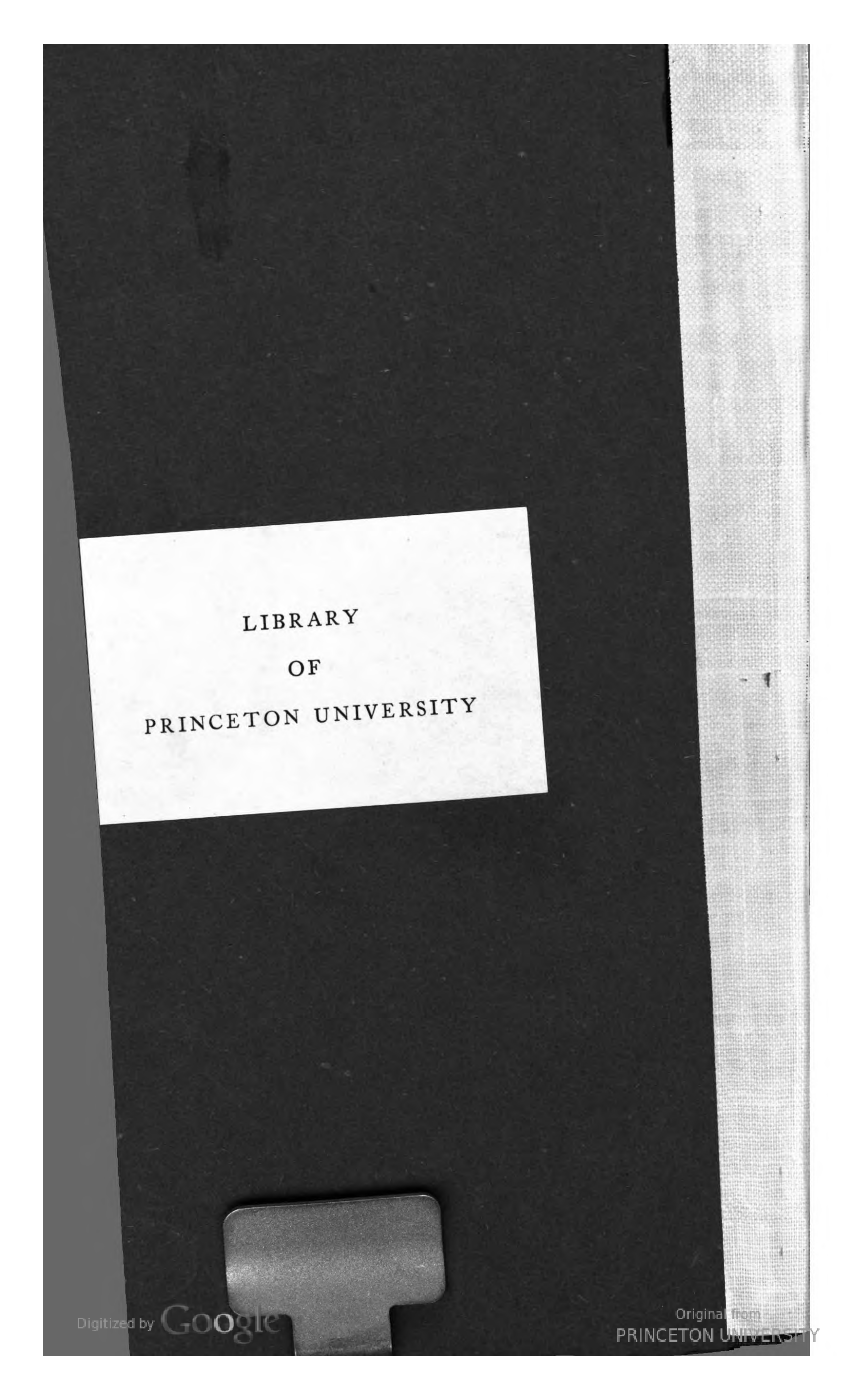


Princeton University Library
32101 064481110
DIE KULTUR
V.16


LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

DIE KULTUR

JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTER-
: REICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT :

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

:: XVI. JAHRGANG ::



WIEN
SELBSTVERLAG DER LEOGESELLSCHAFT
IN KOMMISSION BEI AMBR. OPITZ NACHF.
1915

DIE KULTUR

JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTER-
REICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XVI. JAHRGANG



WIEN
SELBSTVERLAG DER LEOGESELLSCHAFT
IN KOMMISSION BEI AMBR. OPITZ NACHF.
1915



Die Organisation der Menschheit.

Von **Ignaz Seipel.**

Das tiefste Wort, das uns je über das Werden menschlicher Organisationen gesagt worden ist, lesen wir seiner Bedeutung entsprechend viermal in der Heiligen Schrift. Gleich in den ersten Kapiteln, wo erzählt wird, wie Gott Adam und Eva zusammenführte, begnügt sich die Schrift nicht mit dem Berichte über ein in der Urzeit einmal vorgekommenes Ereignis, sondern sie spricht mit prophetischem Ausblick auf alle Zukunft: „Darum, d. h. weil die Ehe die Wiederherstellung einer ursprünglichen Einheit zwischen Mann und Weib ist, wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen." (Gn. 2, 24.) Dieses Wort hat Christus aufgenommen und an die Spitze seiner Lehre von der Ehe gestellt. Zwei Evangelisten haben es festgehalten und ihren doch sonst so lückenhaften Berichten über das Leben und die Lehre Jesu eingefügt, damit wir es ja nicht übersehen (Mt. 19, 5 und Mk. 10, 7). Der heilige Paulus aber, der Herold Christi, der so viel zu Ehren der Ehe, für ihre Veredlung und Vergeistigung gesprochen und geschrieben hat — er war ja auch der erste, der die Ehe ein „Sakrament" nannte (Eph. 5, 32), — gründete seine Mahnung zur ehelichen Liebe auf das alte Wort: „Deshalb wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen" (Eph. 5, 31).

Dieses Wort, sage ich, enthält das Grundgesetz für alle Organisation der Menschheit. Es handelt zunächst von der Ehe, und die Ehe ist eine Organisation. Nicht jede Verbindung mehrerer Menschen verdient diesen Namen, sondern nur eine solche, in der sich die einzelnen nach Art der Organe eines Leibes aneinanderschließen, so daß ihre Verbindung ein neues, höheres Ganzes darstellt. Das neue Ganze hat seinen eigenen Zweck und sein eigenes Leben, das gelebt wird, indem die einzelnen in verschiedener, ihrer besonderen Natur entsprechender Weise zur Erreichung ihres gemeinsamen Zweckes zusammenwirken. Die Ehe ist die erste und notwendigste Organisation der Menschheit. Die älteste Scheidung unter den Menschen ist die der beiden Geschlechter. Sie muß durch die Ehe überwunden werden, soll die Menschheit nicht dem Tode oder doch dem Zufall einer ungeordneten Erneuerung überliefert sein. Die Scheidung der Menschheit selbst dient der Organisation. Wäre der einzelne Mensch sich genug,

dann bliebe die Menschheit ewig unorganisiert; sie wäre eine Vielheit einzelner, die niemals zu einer Einheit vieler würde. Das ist aber das große Ziel, das Gott, der Geist der Ordnung, selbst der Menschheit gesetzt hat: in der Vielheit die Einheit festzuhalten, ja die Vielheit der Einheit dienstbar zu machen. Dieses Ziel steht mit dem Sonderziele des einzelnen Menschen nicht in Widerspruch. Jeder Mensch hat ein doppeltes Leben: er lebt als Wesen, das in seiner Art für sich ein Ganzes ist, aus Leib und Seele zusammengesetzt, mit einem Eigenziele, das ihn die Religion kennen lehrt. Wer an einen Gott glaubt, der den Menschen unsterbliche Seelen gegeben hat und ihnen, wenn sie nur gewisse Bedingungen während des irdischen Lebens erfüllen, dafür eine ewige, übermenschliche Seligkeit gewähren will, wird vernünftigerweise sein Leben so einrichten, daß er dieser Seligkeit teilhaft wird. Das ist sein Sonderziel, mit dem verglichen es nichts Wichtigeres für ihn geben kann. Daneben nimmt der Mensch aber auch teil am Menschheitsleben; er ist der Menschheit gegenüber nicht ein selbständiges Wesen, sondern nur ein Glied und hat wie jedes Glied eines größeren Ganzen diesem zu dienen, indem er sich in das Gesamtleben einfügt. Tatsächlich durchdringen sich beide, das Einzelleben und die Teilnahme am Gesamtleben, aufs innigste. Der einzelne erreicht sein Sonderziel nicht, außer er erfüllt alle seine Pflichten, jene eingeschlossen, die ihm als einem Gliede der Menschheit obliegen. Umgekehrt muß dem Menschen, wie er nun einmal tatsächlich ist, die organisierte Menschheit vielfach erst Halt und Hilfe gewähren, damit er auch nur sein Eigenziel erreichen kann.

Was ist nun der Sinn des Organisationsgesetzes? Machen wir uns die Zusammensetzung der Menschheit in einem bestimmten Augenblicke klar. Sie besteht aus einer Unzahl von Familien, dieses Wort zunächst in einem ganz allgemeinen Sinne genommen. Die Familien sind sehr ungleich, die einen groß, die anderen klein, die einen vollständig erhalten, die anderen sozusagen nur mehr in Bruchstücken vorhanden, indem einige Familienmitglieder bereits weggestorben sind. Aber jeder Mensch gehört zu einer Familie; denn er stammt von einem Elternpaare ab. Diese Beziehung ist an sich eine völlig naturhafte, gänzlich dem Wollen entrückt; keiner konnte sich seine Familie wählen; er steht da in der Menschheit, wo er nun einmal steht, und kann, was seine Herkunft anlangt, in Ewigkeit seinen Platz nicht ändern. Die Familien werden alt und unfruchtbar; mit der Zeit sterben sie ab. Damit die Menschheit sich erneuere, müssen an die Stelle der alten Familien allmählich neue treten, indem neue Ehen geschlossen werden. Nun kommt unser Organisationsgesetz zur Geltung: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen." Der Mann muß sich aus der alten Gemeinschaft, der er bisher allein angehörte, lösen, um mit dem Weibe, das ihm nicht schon naturhaft durch Abstammung verbunden ist, eine neue einzugehen. Die Ehe bedeutet den Übergang von einer alten Familie zu einer neuen, ein Brechen mit der sich überlebenden Vergangenheit im

Interesse einer hoffnungsvollen Zukunft und zugleich einen Sieg des Geistes über die Natur. Das eheliche Band ist kein naturhaftes wie das der Abstammung, sondern ein geistiges, ein durch Willensakte geknüpftes: der Mann nimmt sich die Frau zu seinem Weibe und gibt sich ihr zum Mann, die Frau nimmt sich den Mann zum Gatten und gibt sich ihm zum Weibe.

Der Wille, der die Ehe begründet hat, wirkt fort. Indem die Gatten die Lebensgemeinschaft, zu der sie sich verbunden haben, tatsächlich ausüben, wachsen ihnen die Kinder zu: die Organisation der Ehe wird zu der der Familie. Dadurch, daß die Kinder in die Lebensgemeinschaft der Gatten eintreten, erfährt diese eine wesentliche Veränderung: sie besteht von nun an nicht mehr aus gleichwertigen und mehr oder weniger gleichberechtigten Mitgliedern. Die Eltern sind die Gründer der Lebensgemeinschaft und damit jene, die schon seit deren Beginn in ihr da waren; die Kinder kommen später zu verschiedenen Zeiten hinzu. Die Eltern sind fertige Menschen; die Kinder müssen erst durch lange körperliche und geistige Erziehung zu vollwertigen Menschen gemacht werden. Die Eltern könnten auch ohne die Kinder leben, nicht so die Kinder ohne die Eltern. So stehen sich also in der Familie die Alten, die Reifen, die Gebenden auf der einen und die Neuen, die Werdenden, die Empfangenden auf der anderen Seite gegenüber. Aus diesem gegenseitigen Verhältnisse erklärt sich einerseits die Eigenart der Lebensgemeinschaft in der Familie, anderseits das Entstehen der Familienautorität. Die der Familie eigentümliche Lebensgemeinschaft kennzeichnet sich als ungeteiltes Haben dessen, was die Familienmitglieder gemeinsam besitzen können, als unmittelbares Geben und Empfangen des anderen, das sie der Natur der Sache nach unter sich teilen müssen, um es zweckentsprechend zu gebrauchen und zu genießen. Die Hütte oder das Zelt, ein Stück fruchtbaren Bodens, eine Herde nützlicher Haustiere besitzt die Familie ungeteilt; die nach Geschlecht und Alter verschiedenen Kleider, die tägliche Nahrung u. dgl. wird unmittelbar nach dem wechselnden Bedürfnisse unter die Familienglieder verteilt, ohne daß hieraus Sonderrechte der einzelnen oder eine bleibende Abgrenzung ihres Anteiles am Familiengute hervorgingen. Scheint es gelegentlich anders zu sein, werden den Kindern Teile des Familiengutes zur besonderen Betreuung oder Nutznießung überlassen, so sind das Ausnahmen, die sich aus erzieherischen oder wirtschaftlichen Gründen erklären; sie ändern nichts am Wesen der Familiengemeinschaft. Die Familienautorität ist vielseitig; sie ist die Autorität des Erziehers für die der Erziehung noch bedürftigen Familienglieder, die Autorität des Vorstehers der in der Hausgenossenschaft Lebenden, die Autorität des Leiters der Wirtschaftsgemeinde, die sie miteinander bilden; sie fußt aber ganz und gar auf dem Urheberrechte. Die Eltern haben alle diese Autorität, weil sie die Gründer der Familiengemeinschaft und die Erzeuger der anderen Familienmitglieder, ihrer Kinder, sind. Der Vater, der am meisten Urheber der Familie ist — normalerweise ist es der Mann,



der die Frau „heimführt"; die Frau „empfängt" das Kind vom Manne — hat auch den Hauptanteil an der Familienautorität, einen Anteil, der sich vielfach in leicht erklärlicher Übertreibung bis zum Alleinbesitz steigerte.

Die Gemeinsamkeit der Familienmitglieder ist also eine dreifache: sie sind miteinander durch Ehe oder Abstammung verbunden; sie leben in inniger Gemeinschaft, es gibt ein ordnendes Prinzip unter ihnen, die elterliche Autorität. Aus dieser dreifachen Wurzel stammt alle weitere natürliche Organisation der Menschheit: auf die gemeinsame Abstammung gehen Stamm und Rasse, auf die Lebensgemeinschaft Volk und Nation, auf die Organisation durch die Autorität Staat und Reich zurück.

Heiratet der Mann in die Familie der Frau oder die Frau in die Familie des Mannes hinein, wie es auch unter uns noch vorkommt, auf früheren Entwicklungsstufen aber viel allgemeiner war, so entsteht die Großfamilie. Sie weist alle drei Merkmale der Familie auf, enthält aber doch schon den Stoff zur Sprengung dieser Organisationsform. Durch die eingeheirateten Frauen und Männer kommen stammfremde Elemente in die Familie, die ihre Eigentümlichkeiten auf ihre Nachkommen vererben. In der nächsten Generation gibt es also neben der gemeinsamen Verwandtschaft auch schon Scheidungen, die auf die Verwandtschaft mit verschiedenen Auswärtigen zurückgehen. Je größer die Familie wird und je mehr sie sich durch den Anschluß junger Familien gliedert, um so lockerer wird die Lebensgemeinschaft aller; den ehelichen Sonderrechten folgen bald auch andere. Die Autoritätsverhältnisse werden ebenfalls komplizierter. Die Kinder der jungen Familien haben bereits eine doppelte väterliche Gewalt über sich, die des Vaters und die des Großvaters oder Ahnherrn. Das Haupt der Gesamtfamilie kann seine Gewalt nicht mehr gleich unmittelbar über alle Familienmitglieder ausüben, ja diese gar nicht mehr so wie früher im Auge behalten. Immerhin wird sich die Großfamilie, solange der gemeinsame Stammvater lebt, noch verhältnismäßig leicht behaupten. Entscheidend für die weitere Entwicklung ist, was nach seinem Tode geschieht. Möglicherweise ist das Familienbewußtsein so stark, daß alle alles möglichst beim alten lassen wollen. Sie bleiben in ihrer verwandtschaftlichen Abgeschlossenheit beisammen; sie teilen die vorhandenen Güter nicht auf; sie fügen sich der Autorität eines Familienältesten, der zwar noch mit allen verwandt, aber nicht ihr Stammvater ist. Er herrscht über sie nicht kraft eigenen Rechtes — er hat sie ja nicht erzeugt —, sondern kraft des Urheberrechtes eines anderen, des verstorbenen Stammvaters, in dessen Namen, als sein Vertreter, als Erbe seines besten Teiles. Das ist das Wesen der Patriarchenfamilie. Aus ihr wird, wenn sie durch lange Zeit hindurch fruchtbar bleibt und sich reich entfaltet, auf jeden Fall eine neue Gemeinschaft, die über die der Familie hinauswächst, indem sie deren wesentliche Merkmale abstreift: der Stamm. Allmählich wird die Verwandtschaft der Familienmitglieder eine so entfernte, daß sie sich kaum überblicken

und längst nicht mehr mit eigenen Verwandtschaftsnamen benennen läßt. Ein wirkliches Zusammen l e b e n aller ist bei ihrer großen Zahl unmöglich; es findet höchstens in einem gelegentlichen Zusammen- k o m m e n einigen Ersatz. Dazu tritt vielleicht eine vollständige oder teilweise Aufteilung der Güter oder ein selbständiges Hinzuerwerben durch einzelne. Die nachwirkende Autorität des Stammvaters erlischt oder wird durch eine andere ersetzt oder ändert ihren Charakter, indem ihr Inhaber sie ohne Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit dem Ahnherrn übt und wie einen Privatbesitz an seine Erben weitergibt. Die Stammesangehörigen verbindet also wesentlich nur mehr die gemeinsame Abstammung; weder die der Familie eigene Lebensgemeinschaft noch die Familienautorität bestehen fort; im äußersten Fall erinnern an beide noch einzelne Überreste. Die Umwandlung der Familie in den Stamm braucht übrigens nicht so langsam und allmählich zu erfolgen; sie wird wahrscheinlich auch nur selten so erfolgt sein. Wenn beim Tode des Stammvaters seine väterliche Gewalt nicht in einem Nachfolger fortlebt, sondern, wie es naturgemäßer ist, mit ihm stirbt, dann wird aus der Familie sofort der Stamm, ohne Übergang über die patriarchalische Organisation. Der Stamm dauert fort, solange nicht alle Familien, aus denen er besteht, ausgestorben sind. Es ist auch nicht notwendig, daß die Stammesgenossen von ihrer Stammzugehörigkeit wissen, noch weniger, daß sie darauf Wert legen; sie verbleiben doch immer Zweige ihres Stammes. Ihre Zusammengehörigkeit ist eben geradeso naturhaft durch die bloße Tatsache der Abstammung gegeben wie die Zugehörigkeit der Kinder zu ihrer Familie. So sind und bleiben zum Beispiel die Abkömmlinge deutscher Eltern, die nach Amerika ausgewandert und dort vielleicht schon völlig amerikanisiert sind, deutschen Stammes. Sind sie auch noch Glieder des deutschen Volkes, Angehörige der deutschen Nation? Das werden wir später sehen.

Wenn wir von Stämmen reden, dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Wort einen vielfältigen Gebrauch hat. Wir Deutsche denken wohl zunächst an die deutschen Stämme, Bayern, Schwaben, Thüringer, Franken, Sachsen, Friesen. Diese Stämme sind nicht das, als was wir den Stamm eben definiert haben; wohl keiner von ihnen ist aus einer Familie herangewachsen. Sie sind keine ursprünglichen Bildungen; es gingen ihnen nämlich voll entwickelte germanische Stämme und nicht nur Stämme, sondern auch schon Völker und Staaten voraus. Aus diesen entstanden dann die deutschen Stämme durch vielfältige Zerreißung, Mischung und Durchdringung, weit mehr auf dem Boden der Lebensgemeinschaft und älterer staatlicher Organisation als auf dem der physischen Abstammung. Sie sind also nicht Natur-, sondern Kulturprodukte. Nachdem sie sich gebildet haben, vollzieht sich ihre Erhaltung und Verbreitung allerdings auf dem naturhaften Wege der Fortpflanzung. Auch die von der Schule her bekannten Stämme der Griechen — Jonier, Achäer, Dorier, Aeoler — waren, vielleicht mit Ausnahme der Dorier, keine echten Stämme, sondern

teils komplizierte Entwicklungsprodukte auf Grund einer schon weit vorgeschrittenen älteren Organisation, so die Jonier und die ihnen nächstverwandten Achäer, teils nur eine späte Abstraktion, ein Sammelname für alle, die nicht einem der anderen Stämme angehörten, so die Aeoler. Dagegen waren die Gentes der römischen Patrizier und die zwölf Stämme des israelitischen Volkes echte, aus Familien gewordene Stämme. Ob wir als solche auch die Beduinenstämme der Araber und Berber ansehen dürfen, ist weniger gewiß.

Dem Begriff des Stammes steht der der Rasse nahe. Der Idee nach ist Rasse der Inbegriff aller Stämme, die man aus einem Urstamme so ableiten zu können glaubt wie den einzelnen Stamm aus der Famile. Je älter aber die Menschheit wird, um so schwieriger gestaltet es sich, sie nach der Abstammung zu gliedern. Die Erinnerung der Menschen bewahrt die Kenntnis der Ahnen kaum durch einige Generationen. Für die wenigsten ist die Abstammung auf länger zurück durch Urkunden erweisbar; und Urkunden gehen mit der Zeit zugrunde, abgesehen davon, daß manche ein Interesse daran haben können, ihre Herkunft zu verhüllen. Die Zugehörigkeit zu einer Rasse wird daher tatsächlich nur aus dem Vorhandensein gemeinsamer Merkmale erschlossen. Deutsche, Portugiesen, Russen, Ungarn, Araber fühlen sich, wo sie Farbigen gegenüberstehen, alle als Angehörige einer Rasse, nämlich der weißen, obwohl sie einander sonst nicht als Verwandte anerkennen. Da mehr oder weniger, gröbere oder feinere Unterschiede als Rassenmerkmale aufgefaßt werden können, sind Begriff und Name der Rasse im höchsten Grade schwankend. Man redet bald von einer kaukasischen Rasse im Gegensatze zur mongolischen, bald von einer indogermanischen im Unterschied zur semitischen, die doch beide wieder in der kaukasischen verbunden sind; man unterscheidet innerhalb der indogermanischen die slawische Rasse von der germanischen usw. Die Verwirrung wird dadurch noch vergrößert, daß Merkmale ganz verschiedener Art der Unterscheidung der Rassen zugrunde gelegt werden, bald körperliche, so die Form des Kopfes, die Farbe der Haut, der Augen und der Haare, bald geistige, so vornehmlich die Sprache. Gewiß vererben sich körperliche Eigenschaften und die mit diesen zusammenhängenden geistigen Anlagen. Es wäre aber irrig, die geistige Eigenart der Menschen rein von der Abstammung herleiten zu wollen. Die Ähnlichkeiten unter ihnen gehen zum großen Teile auf die lang bewahrte Lebensgemeinschaft und den fortgesetzten Einfluß der gleichen Lebensbedingungen zurück. Der Lebensgemeinschaft, diesem zweiten organisatorischen Elemente, das wir schon in der Familie wirksam sahen, verdanken Volk und Nation ihr Dasein.

Alle Lebensgemeinschaft besteht im gemeinsamen Haben, Gebrauchen und Genießen einer Anzahl von Gütern. Diese sind teils materieller, teils geistiger Natur. Unter den materiellen ragt eines an Wert hervor, das Land, der Boden. Kein anderes läßt sich mit ihm an Dauerhaftigkeit vergleichen. Das Land kann ja eigentlich nur durch ganz gewaltige Naturereignisse, einen Vulkanausbruch, ein



Erdbeben oder eine Sturmflut, vernichtet werden. Es läßt sich besser als die beweglichen Güter verteidigen und es hält mehr als alle anderen die Familien zusammen. Wenn auch die aus der Großfamilie sich loslösenden Sonderfamilien es unter sich aufteilen, kann doch keine ihren Anteil mit sich forttragen. Will sie ihn nicht aufgeben, so muß sie in der Nähe der anderen bleiben. Lebt aber jemand längere Zeit in einem Lande, so prägt sich dieses mit seiner eigentümlichen Gestaltung dem empfänglichen Geiste tief ein. Das Auge gewöhnt sich, immer wieder dieselben Formen vor sich zu sehen; das Herz freut sich an den Reizen, die das Auge an ihnen entdeckt. Die eigentümliche Stimmung, die über dem Lande liegt, fließt in die Seelen seiner Bewohner hinüber. Dazu füllt es sich für jeden von Tag zu Tag mehr mit Erinnerungen, kleinen und großen, frohen und ernsten. Allem Geschehen, das für die Menschen Bedeutung hat, gibt die Landschaft, in der es sich abspielt, den Rahmen, der mit ihm zu einem einheitlichen Bilde verwächst. So wird das Land zur Heimat. Und die Heimat verbindet nun auch die Menschen unter sich. Jene, die sich in derselben Heimat immer wieder sehen, gehören füreinander mit zu der Landschaft, die sie beleben. Treffen sich in der Fremde zwei Heimatgenossen, so können sie von der Heimat reden, Erinnerungen wecken und austauschen, die Heimat miteinander loben und wenn nötig verteidigen. Die Heimatgenossen stehen sich innerlich näher als Blutsverwandte, die nicht zugleich dieselbe Heimat haben. Sie werden sich darum auch nicht gern voneinander trennen, wenigstens nicht für immer. Es müssen schon bedeutende Vorteile von anderswo locken oder ernste Nachteile das Leben unter den Landsleuten erschweren, damit sich jemand zum Aufgeben der Heimat entschließe. Das Heimatgefühl entsteht am nachhaltigsten in der Jugend, weil da der Sinn des Menschen am eindruckfähigsten ist und weil die Jugendeindrücke mehr als die späteren von Gefühlen begleitet zu sein pflegen; auch hält das Gedächtnis die früheren Erinnerungen am treuesten fest. Doch es kann sein, daß jemand, den das Geschick früh von einem Ort zum anderen warf, ohne daß er irgendwo recht Wurzel fassen konnte, keine Jugendheimat hat, wohl aber später eine gewinnt. Auch eine doppelte Heimat kann jemand haben, wenn er in verschiedenen Ländern sich eingelebt hat; doch wird er meist nicht beide gleich tief im Herzen tragen. Ein mäßiges Wandern, das nicht allzuoft und für allzulange in entlegene Landschaften führt, hemmt die Entwicklung des Heimatgefühles nicht, es erweitert nur die Heimat. Der Gebirgsbewohner, der selten aus seinem engen Tale herauskommt, wird schon in der nächsten Stadt vom Heimweh bedroht sein. Der leichter bewegliche Städter hat eine weitere Heimat, ist mit einem größeren Stück der Welt verknüpft als der Mann aus den Bergen, in dem dafür das Heimatgefühl tiefer sein wird.

Das Heimatgefühl kennen nicht nur die Eigentümer des Landes, das sie bewohnen. Das Taglöhnerkind, dem kein Stückchen Boden gehört und das auch keine Aussicht hat, je eines zu erwerben, hat



dennoch das Land, in dem sich sein Leben abspielt, zur Heimat, wie ja auch der Grundbesitzer nicht nur die eigene Scholle als seine Heimat betrachtet. Die Heimat ist kein bloß materielles Gut. Aus dem Boden sprossen seelische Werte hervor; sie sind es, die in erster Linie die Heimatgenossen aneinander schließen. Der Weg von der materiellen Gütergemeinschaft zur geistigen ist überhaupt kein weiter. Das kommt von der Doppelnatur des Menschen, der auch das Materielle mit seinem Geiste erfaßt und mit seiner geistigen Arbeit es selbst vergeistigt. Schon die Art, wie man in einer Familie ein materielles Gut zu gebrauchen pflegt, ist ein geistiges Gut, das die Kinder von den Eltern übernehmen. Macht eines der Kinder selbstständige Fortschritte, lernt es ein Werkzeug müheloser oder wirkungsvoller gebrauchen, ersinnt es ein neues, so bewirkt das Zusammenleben mit den anderen Familiengliedern, daß die Neuerung bald zum Gemeingut aller wird. Geistiger Familienbesitz sind weiterhin die Kenntnisse von der Welt, die Erinnerungen an die Vergangenheit, die daraus gezogenen Erfahrungen, soweit sie von den Älteren auf die Jüngeren verpflanzt werden; die Sitten und Gebräuche, die Anschauungen von Gut und Böse, von Recht und Unrecht; die religiösen Vorstellungen und Übungen, zu deren Beobachtung sich die Verwandten gegenseitig anhalten. Den gesamten geistigen Besitz eines Menschen mit Ausnahme der ihm schon von Natur aus eigenen Anlagen nennen wir seine K u l t u r. Außer den verhältnismäßig wenigen anormalen, nur physisch vegetierenden Menschen gibt es keinen über die erste Kindheit hinausgewachsenen, der völlig kulturlos wäre. Das Maß der Kultur ist allerdings sehr verschieden, bei den einen bitterste Armut, bei den anderen größter Reichtum. Gänzlich gleich ist die Kultur auch nicht innerhalb der Familie. Die Begabungen der Kinder und die Bemühungen der Eltern, sie zu kultivieren, sind ja oft sehr verschieden. Aber es gibt eine Durchschnittskultur der Familie. In anderen Familien ist das Durchschnittsmaß ein anderes oder es findet dort, durch äußere Umstände begünstigt, ein Zweig des geistigen Besitztums einseitige Pflege. Die Kulturfortschritte, die einzelne Personen oder Familien machen, können mitunter künstlich verborgen und so zu einem geistigen Sondergute gemacht werden. In der Regel wird das aber weder beabsichtigt noch möglich sein. Es findet, soweit nur überhaupt einige Lebensgemeinschaft unter den Menschen gepflegt wird, eine stete gegenseitige Kulturbeeinflußung statt. So entwickelt sich auch in weiterem Umkreise als dem der Familie eine Durchschnittskultur. Sie umschlingt als ein neues organisatorisches Band alle, die an ihr Anteil haben.

Unter den Kulturgütern nimmt die S p r a c h e eine besondere Stellung ein. Sie hat im Bereiche der geistigen Güter dieselbe Bedeutung wie das Geld unter den materiellen. Beide sind nicht die größten Güter ihrer Art, aber sie sind in gewissem Sinne die wertvollsten, insoweit man nämlich durch sie alle anderen erwerben kann. Ob ein Geldstück aus edlerem oder weniger edlem Material, ob es

mit mehr oder weniger Kunst angefertigt ist, das ist für gewöhnlich nicht von Belang; es kommt nur darauf an, daß man dafür möglichst viele Güter bekommt und daß es in möglichst weitem Umkreise gilt. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache. Nicht ihr schöner Klang, nicht ihr kunstvoller Aufbau machen ihren praktischen Wert aus, sondern ihre Tauglichkeit, viele Gedanken und Empfindungen auszudrücken, und ihre Verbreitung in einem recht großen Gebiete. Damit soll nicht geleugnet werden, daß Geld und Sprache auch einen größeren oder geringeren inneren Wert haben können. Wer zum Beispiel als Kunstkenner Münzen sammelt, wird solche mit feiner Prägung plumpen und unschönen vorziehen; der Numismatiker aus historischem Interesse hat recht alte und seltene, die vielleicht noch dazu eine bisher angezweifelte geschichtliche Tatsache sicherzustellen vermögen, lieber. Und jeder freut sich, wenn er nach längerer Abwesenheit die heimischen Münzen in die Hand bekommt, die mit dem Bilde seines Fürsten geschmückt sind oder eine Aufschrift in seiner Muttersprache tragen. Ebenso verschieden können die Gründe sein, die eine Sprache jemand lieb machen. Ihre Schönheit, ihre Altertümlichkeit, die lieben Erinnerungen, die ihr Klang weckt, und schließlich schon das Bewußtsein, daß sie eben die seine ist, rufen je nachdem Gefallen, Interesse oder Rührung hervor. Aber die Hauptsache bleibt am Geld und an der Sprache ihr Gebrauchswert, d. i. ihre eigentümliche Beziehung zur Gesamtheit der Güter materieller oder geistiger Art. Die Sprachgemeinschaft ist Voraussetzung und Folge der Entwicklung eines Kulturverbandes. Der Austausch der geistigen Güter kann nur so weit erfolgen, als die Möglichkeit der gegenseitigen Verständigung reicht. Umgekehrt werden, wenn natürliche oder künstliche Grenzen den geistigen Verkehr zwischen Nachbargebieten dauernd unterbinden, im Laufe der Zeit auch die Sprachen in ihnen eine verschiedene Entwicklung nehmen. Ist aber eine eigentümliche Kultur bereits entstanden und hinlänglich befestigt, dann können allerdings die sprachlichen Scheidewände fallen, ohne daß zugleich die Selbständigkeit der Kultur aufhören müßte. Die Geschichte enthält verschiedene Beispiele, daß eine Nation ihre Sprache aufgegeben und eine andere dafür angenommen hat; man denke an die Israeliten, die mehrmals diesen Wechsel vollzogen, an die Bulgaren, die Irländer usw.

Die Menschheit gliedert sich also auf Grund der Abstammung in Familien und Stämme, auf Grund der Lebensgemeinschaft in Heimat- und Kulturverbände. Wenn diese Organisationsprinzipien gleichzeitig und in derselben Richtung wirksam sind, d. h. wenn eine Vielheit von Menschen, die untereinander verwandt sind, sich auch noch durch lange Zeit auf demselben Boden einlebt und dabei eine einheitliche Kultur erzeugt, dann entsteht aus ihr natürlich eine dreifach gefestigte Gemeinschaft. Tatsächlich werden die meisten Völker und Nationen ihre Quellen in allen drei Bezirken haben. Vor Zeiten rückten einmal mehrere Stämme — vielleicht war es aber auch nur ein größerer Stamm oder der Bruchteil eines Stammes — in ein Land



ein und nahmen es in Besitz. Ihrer Verbindung mit dem Boden war Dauer beschieden. Die Einwanderer selbst hielten noch einigen Verkehr mit ihrer früheren Heimat aufrecht; ihre Nachkommen verloren in der Zeit vieler Generationen den Zusammenhang mit den Vettern jenseits der Berge oder des Meeres. Sie nennen nur ein Land ihre Heimat, das, in dem sie geboren sind, und als Brüder erkennen sie nur jene an, die mit ihnen diese Heimat teilen. Auf Grund des gemeinsamen Bodens haben sie sich zu einer neuen, festgefügten Gemeinschaft verbunden: sie sind ein Volk. Es wird aber selten der Fall gewesen sein, daß die einwandernden Stämme ein völlig menschenleeres Land vorfanden oder die früheren Bewohner bis auf den letzten Mann ausrotteten; auch wäre es ein merkwürdiger Zufall, wenn sie das besetzte Land, soweit seine natürlichen Grenzen reichen, bis auf den letzten Winkel hätten ausfüllen können. Wahrscheinlicher ist es, daß Platz für spätere Zuwanderer blieb. Solange das Verwandtschaftsbewußtsein überwog und die Nachzügler einzeln ankamen, wird ihre Eingliederung auf familienhafter Grundlage erfolgt sein: sie heirateten ein oder wurden durch Adoption oder Blutsbruderschaft aufgenommen. Vielleicht brach aber einmal eine größere Schar, ein ganzer Stamm über die Grenzen des Landes herein. Wenn man sie abwehren konnte, gut; wenn nicht, erhielten schließlich auch die Neuen einen Anteil am Lande, in dem sie dann mit den ersten Besiedlern nach und nach zu einem Heimatverbande verschmolzen. Wieder entstand ein Volk, diesmal aber, ohne daß alle oder fast alle seine Angehörigen untereinander stammverwandt wären.

Wahrscheinlich wird sich mit dem neuen Heimatverbande gleichzeitig auch ein neuer Kulturverband bilden. Der Kern des Volkes, der sich zuerst die neue Heimat erwirbt, bringt seine alte Kultur mit. Das neue Land zwingt aber, sich in den Lebensgewohnheiten ihm anzupassen. Von den Resten der Urbevölkerung lernt man manches. Die späteren Zuwanderer bringen auch wieder Neues. Umgekehrt hat man an den Errungenschaften jener, mit denen man früher zusammen war, jetzt keinen Anteil mehr; man lebt ja nicht mehr mit ihnen. Die Sprache ändert sich. Für die neuen Begriffe, die man gewinnt, bilden sich neue Worte. Von der Ausdrucksweise der Zuwanderer dringt manches ein. Um sich leichter verständlich zu machen, mengt man absichtlich Worte, die man aus der Sprache der anderen aufgefangen hat, in die eigene. Auch hat man jetzt andere Nachbarn an den Landesgrenzen, mit denen man doch auch verkehren muß, wenn auch freilich viel seltener als mit den Mitbewohnern des Landes. Immerhin färbt auch der Umgang mit ihnen auf die eigene Sprache ab. Es dauert eine Weile und man versteht sich mit den neuen Heimatgenossen fremder Herkunft besser als mit den Auswärtigen, mit denen man blutsverwandt ist. Man hat eben den Kulturverband mit diesen verloren, während man mit jenen einen neuen einging. Hebt sich einmal ein großer Kulturverband so stark von allen anderen ab, daß alle Kulturunterschiede persönlicher

ständischer und lokaler Art, soweit sie innerhalb seiner Grenzen bleiben, hinter denen, die ihn von anderen Kulturverbänden trennen, zurücktreten und selbst das Bewußtsein verschiedener Abstammung nicht mehr gegen ihn aufkommen kann, so sind jene, die er umschließt, eine **Nation**.

Die Kräfte, die zur Bildung des Volkes und der Nation führen, gelangen nicht zum Stillstand, wenn sich diese Organisationen entwickelt haben. Sie wirken weiter, und daher kommt es, daß Volk und Nation, so klar und festumrissen diese beiden **Begriffe** vor uns stehen, in der Welt der **Wirklichkeit** etwas Unbeständiges, Fließendes, ewig Wechselndes sind. Das lebensvolle Fortarbeiten der in sich verschieden gerichteten treibenden Kräfte ist auch schuld daran, daß Volk und Nation, die sich ihrem Umfange nach decken können, dennoch fast nie völlig zusammentreffen. Es wäre nur durch eine fortgesetzte Kette von Wundern zu erklären, wenn jedes Volk sein Land immer gerade so ausfüllte, daß es niemals über die Grenzen hinüberflutete, noch sich von den Grenzen ins Innere zurückzöge. Der Boden ist ja etwas Totes, Starres, das Volk dagegen eine lebendige, in Zeugen und Sterben sich stets erneuernde Masse. Dringt nun eine Welle des Volkes in ein fremdes Land ein, nicht nur vorübergehend, um bei gelegener Zeit zurückzukehren, sondern so, daß sie drüben Wurzel faßt, dann gewinnt sie entweder dort für sich, von der Hauptmasse des Volkes sich lösend, eine neue Heimat oder sie erwirbt dem ganzen Volke das neue Land zur alten Heimat hinzu. Dieser zweite Fall wird dann eintreten, wenn die Auswanderung den Wechselverkehr zwischen den Zuhausegebliebenen und den Siedlern im Neuland so wenig beeinträchtigt, daß die alte Heimat den Ausgewanderten nicht fremd, das neue Land aber auch den Nichtmitgezogenen vertraut wird. Wir nennen heute noch die östlichsten Staaten der nordamerikanischen Union die Neuenglandsstaaten. Dieser Name erinnert uns daran, daß die ersten Kolonisatoren dieses Gebietes dort nichts anderes gründen wollten als ein neues England. Bei einem seefahrenden Volke, wie es die Engländer schon damals waren, erscheint der Gedanke, ein so weit vom Mutterlande entferntes Gebiet diesem als einen neuen Teil anzugliedern, gar nicht als eine Unmöglichkeit. Um so eher wächst ein neubesiedeltes Gebiet zum alten hinzu, wenn keine trennenden Meere dazwischen liegen. Einst ging mitten durch das heutige Deutschland die Slawengrenze; durch jahrhundertelange Kolonisation wurde sie von der Trave, Elbe, Saale und Regnitz weit nach Osten hinausgerückt. Die Kolonisten gaben ihre Heimat nicht auf und wurden nicht zu neuen Völkern. Sowohl die Ostmark im Süden als die beiden Preußen im Norden, um von dem, was dazwischen liegt, nicht zu reden, sind echte Teile von Deutschland, dieses Wort im natürlichen Sinne als das Land der Deutschen verstanden. Wenn eine Volkswelle in ein Land hineinschlägt, das bereits von einem anderen Volke bewohnt ist, und wenn weder eines der beiden Völker im anderen aufgeht, noch beide sich völlig voneinander absondern,



gleichsam neue, künstliche Landesgrenzen zwischen sich schaffend, dann wohnen von nun an eben zwei Völker in einem Lande, die beide das ganze Land als ihre Heimat betrachten können, dann aber die Landsleute aus dem anderen Volke als eine Zubehör dieser Heimat mit in Kauf nehmen müssen.

Anders als die Verschiebungen der Volksgrenzen, aber schließlich doch mit einem ähnlichen Ergebnis vollziehen sich die Besitzveränderungen unter den Nationen. Hier handelt es sich um das Beharrungsvermögen und die Werbekraft der verschiedenen Kulturen. Schon beim Übergang einzelner von einer Nation zur anderen spielt das gegenseitige Kraftverhältnis der beiden nationalen Kulturen eine große Rolle. Wenn Angehörige unserer Nation in die Vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern, so finden sie dort eine von der heimischen verschiedene, aber sicher nicht weniger lebenskräftige Kultur. Die englische Kultur hat in Amerika wenigstens das voraus, daß sie dort die Kultur der großen Masse, die herrschende, bodenständige ist. Die Einwanderer werden im eigenen Interesse sich ihr anpassen müssen, wollen sie in dem Lande ihrer Wahl heimisch werden und günstige Bedingungen für ihr Fortkommen erlangen. Die Kinder der Einwanderer sind auf die Bildungsmittel, die ihnen die neue Heimat bietet, angewiesen. Sie wachsen mit den Kindern der schon eingewurzelten älteren Kolonisten auf und gehen so, ob sie wollen oder nicht, zur englischen Kultur über. Wehren sie sich dagegen, so wird dieser ganz natürliche Prozeß höchstens verzögert, nicht aber vereitelt. Ganz anders ist es, wenn Glieder einer hoch kultivierten Nation sich im Bereiche einer um vieles tiefer stehenden niederlassen. Mag ihre Zahl auch recht gering sein, sie werden doch lange Zeit hindurch ihre Kultur und damit ihre Nationalität bewahren. Während unter einer kulturell hochstehenden Nation die Einwanderer alles Interesse daran haben, sich von der Masse, die sie bereits vorfinden, nicht zu unterscheiden; während ihnen dort das Festhalten an ihrer nationalen Eigenart den Kampf ums Dasein nur erschwert, verleiht ihnen diese über weniger kultivierte Nachbarn eine Überlegenheit, die den Nachteil der geringeren Zahl ganz oder fast ganz aufwiegen kann. Im großen kommt es zu Verschiebungen unter den Nationen infolge ihrer Neben- oder Übereinanderlagerung. Auf den Besitzstand der Völker hat die bloße Nachbarschaft keinen Einfluß. Das eine Volk bewohnt dieses, das andere jenes Land. Dieser Zustand kann jahrhundertelang fortdauern, wenn nur nicht die Übervölkerung in dem einen Lande oder der größere natürliche Reichtum des anderen zu Überschreitungen der Grenzen führen. Die Nationen sind weit empfindlicher. Sie könnten nur dann von der Nachbarschaft unberührt bleiben, wenn natürliche oder künstliche Grenzen jeden Verkehr der Nachbarn unterbänden. Ist das nicht der Fall, so werden sie alsbald beginnen, ihre geistigen Güter gegenseitig auszutauschen. Wenn sie miteinander verkehren wollen, müssen sie sich einander anbequemen. Sie müssen trachten, sich zu verstehen, also müssen wenigstens die einen die Sprache der anderen



erlernen. Vielleicht ist der Verkehr mit den Angehörigen der anderen Nation häufiger als mit denen der eigenen. Dann werden sie sich mit der Zeit gewöhnen, die fremde Sprache auch unter sich zu reden. Im fortgesetzten Umgang beobachten sich die Nachbarn fortwährend; sie vergleichen ihre Lebensart, ihre Arbeitsweise, ihre Sitten, ihre Rechtsverhältnisse, ihre Gottesverehrung. Sie suchen herauszubringen, warum die anderen auf diesem oder jenem Gebiete größere Erfolge haben. Sie wollen im eigenen Leben des Schmuckes nicht entbehren, den die anderen dem ihrigen zu geben wissen. Sie schämen sich gewisser Unbeholfenheiten, durch die sie hinter jenen zurückstehen und ihren Spott herausfordern. Das alles wird um so mehr der Fall sein, je weiter die Kulturen der beiden Nationen voneinander abstehen. Sind sie nur verschieden, ohne daß die eine die andere bedeutend übertrifft, dann nehmen beide voneinander das ihnen bisher Fehlende auf, ohne daß die eine förmlich unterliegt. Höchstens entwickelt sich eine neue, eine Mischkultur und damit eine Mischnation, an der die beiden ursprünglichen Nationen ihren größeren oder geringeren Anteil haben, je nachdem sie mehr oder weniger an Kulturwerten beizusteuern hatten. Wenn dagegen zwei Nationen nachbarlich miteinander verkehren, die sich nicht nur durch die Kultur*art*, sondern auch durch die Kultur*höhe* unterscheiden, dann unterliegt die mit der niedrigeren Kultur unbedingt der höher kultivierten, und zwar sagen sich so viele von jener los, als in den Verkehr mit dieser hineingezogen werden. Eine Schranke findet der Aufsaugungsprozeß erst dort, wo sich dem Verkehr stark hemmende Grenzen entgegenstellen. Keine solchen Grenzen gibt es, wenn zwei Nationen nicht nebeneinander, sondern übereinander gelagert, d. h. wenn eine ein Gebiet besiedelt, in dem eine andere bereits ansässig ist, ohne diese zu vertreiben. Eine Zeitlang mögen ja beide versuchen sich abzuschließen, aber auf die Dauer gelingt es gewiß nicht. Feindlich oder friedlich fechten die beiden Kulturen ihren Wettkampf aus. Das Ergebnis ist schließlich dasselbe wie bei der Nebeneinanderlagerung: Aufsaugung oder Mischung, nur daß beides rascher und restloser erfolgt.

Familie, Stamm, Volk und Nation erschöpfen noch nicht den ganzen Reichtum an Organisationsmöglichkeiten, die der Menschheit zu Gebote stehen. Der Familie eignet neben der Verwandtschaft und der Lebensgemeinschaft noch ein anderes Bindemittel, das sich ganz natürlich aus diesen beiden ergibt, die Familienautorität. Da Stamm, Volk und Nation nur je auf eines der beiden zuerst genannten Organisationselemente zurückgehen, so fehlt ihnen naturgemäß das dritte, das gerade der Verbindung beider entstammt. Wir finden tatsächlich nirgends in der Welt, wo die menschliche Organisation bis zur Scheidung von Stämmen, Völkern und Nationen vorgeschritten ist, ein Beispiel, daß ein Stamm, ein Volk oder eine Nation unter einer diesen Organisationsformen als solchen zukommenden Autorität vereinigt wäre. Die Menschen brauchen aber Autorität, und zwar genügt ihnen die Familienautorität von da an nicht, wo die Familie

selbst den verschiedenen Anforderungen des Lebens nicht mehr gerecht zu werden vermag. Und dieser Zeitpunkt tritt bald ein. Die Natur, über die zu herrschen die Menschen berufen sind, ist nicht immer so gefügig, daß sie sich mit der schwachen Kraft einer einzelnen Familie überwinden ließe. Sie fordert oft großzügige Maßnahmen heraus, die nur eine größere Gemeinschaft mit dem Aufwand aller ihrer Kräfte zustande bringen kann. Denken wir hier etwa an den Schutz des Landes gegen Hochwasser und dergleichen. Die Familie ist ferner durch die Nachbarschaft anderer, vielleicht an physischer Kraft ihrer Angehörigen oder an Kopfzahl stärkerer bedroht, solange nicht irgend ein Rechtsverhältnis mit ihnen hergestellt ist, auf Grund dessen sie sich ihren Besitzstand an Gütern und die Möglichkeit, nach dem Maß des Bedürfnisses neue hinzuzuerwerben, gegenseitig zugestehen. Sind sie einmal auf diesem Fuße, dann wird sie die Notwendigkeit, feindliche Angriffe von seiten solcher, die außerhalb ihres Verbandes blieben, abzuwehren, bald noch fester zusammenschließen. Manche Güter, die alle gut brauchen könnten, sind doch zu umständlich und kostspielig zu erwerben, als daß einzelne Personen oder Familien sie sich mit eigenen Mitteln verschaffen könnten; sie werden vielleicht auch nur seltener und unter ganz bestimmten Voraussetzungen von ihnen in Anspruch genommen, so daß sich ihre Erwerbung nur lohnt, wenn mehrere daran Anteil haben. Auch die Verschiedenheit der Begabungen und Geschicklichkeiten, die sich in den Nachbarfamilien vorfindet, kann zu einer Quelle des Vorteils für alle werden, wenn jeder sich vornehmlich mit dem beschäftigt, wozu er besser geschickt ist, und dafür von den anderen durch Leistungen entschädigt wird, zu denen wieder diese die größere Eignung besitzen. Kurz, es stellen sich vielfältige gemeinsame Interessen heraus, die nur durch das Zusammenwirken aller befriedigt werden können. Ein solches Zusammenwirken gibt es aber nicht ohne eine Autorität, die das leicht auseinander strebende Wollen und Wirken der einzelnen auf das gemeinsame Ziel hin ordnet. Naturgemäß versuchen die Menschen, wenn sich das Bedürfnis nach einer neuen Organisation einstellt, zunächst diese im Anschluß an eine bereits bestehende zu finden. Hierin werden wir den gewichtigsten Grund für die Bildung patriarchalischer Familien sehen dürfen: man fügt sich einem Familienältesten, obwohl dieser keine väterliche Gewalt beanspruchen kann, weil man eben einer Autorität bedarf, die auch über die Häupter der Einzelfamilien Gewalt hat. Wohnen aber zwei oder mehrere Familien nebeneinander, die nicht unter sich verwandt sind, so ist das Bedürfnis nach dem Zusammenschluß unter einer Gewalt, die für die Gesamtinteressen Sorge trägt und die Glieder der Gemeinde, die so entsteht, zur Wahrung dieser Gesamtinteressen wirksam anhält, nicht geringer als unter verwandten Familien.

Freilich wird in diesem Falle die Autorität sich schwerer entwickeln und länger brauchen, bis sie fest eingewurzelt ist. Denn alle die natürlichen Hilfen, die von der Gewohnheit her, in der Familie zu leben, das Patriarchat stützen, gehen bei der selbständigen

Aufstellung einer neuen Autorität ab. Daß Menschen, die an sich voneinander unabhängig sind, die Bedeutung gemeinsamer Interessen erkennen; daß sie wegen dieser gemeinsamen Interessen, die nicht selten mit ihrem Sondervorteil in Widerspruch geraten, auf den Gebrauch ihrer vollständigen Freiheit verzichten, setzt eigentlich ein hohes Maß von Einsicht und Selbstverleugnung voraus. In Wirklichkeit freilich vollzieht sich das alles häufig ohne Einsicht aller und ohne ausdrückliches Wollen. Die Menschen werden mitunter gezwungen, etwas Gutes und Nützliches zu tun oder mit sich geschehen zu lassen, auch wenn sie dessen Vorteile nicht einsehen und die ihnen auferlegten Opfer nur mit größtem Widerstreben bringen. Es genügt, wenn einige die richtige Einsicht haben; sind sie stark genug, die anderen unter ihre Autorität zu beugen, so können sie sie auch ohne oder gar gegen ihren ausgesprochenen Willen in die ihnen nützliche und vielleicht notwendige neue Organisation einfügen. Ja es ist möglich, daß sogar jene, die den anderen ihre Autorität aufzwingen, der Einsicht in das Wesen und die Notwendigkeit dieser Autorität entbehren; sie glauben nur ihrem Privatinteresse zu dienen, indem sie die anderen sich unterwerfen, während sie tatsächlich damit das Wohl der Gesamtheit fördern. Ganz ohne jeden Willen der Beteiligten erfolgt der Zusammenschluß aber auch in diesen Fällen nicht; denn im Grunde wollen sie doch alle das, was ihnen nützlich ist. Sie wehren sich nur so lange, als sie ihren Nutzen nicht erkennen. Und wenn sie endlich einmal nachgeben und, dem Willen der Autorität folgend, der neuen Organisation ihre Kräfte leihen, so tun sie es, weil ihnen wenigstens das eine vorteilhaft erscheint, daß sie nicht länger Widerstand leisten. Die Menschen können, je nachdem sie der Befriedigung dieser oder jener Interessengruppe mit gemeinsamen Mitteln und unter einheitlicher Leitung zustreben wollen, verschiedene Verbindungen eingehen. Aber alle ihre kleineren Organisationen dieser Art, die sich selbst wieder in mannigfacher Weise berühren und durchkreuzen werden, drängen früher oder später zur Zusammenfassung in einer großen Organisation, die das allseitige Wohlbefinden ihrer Angehörigen und aller Gemeinschaften, an denen diese berechtigter Weise festhalten, zum Zwecke hat und die alle Mittel besitzt, sich neben den anderen Organisationen gleicher Ordnung selbständig zu behaupten. Diese, wie wir gesehen haben, notwendig in der Unterordnung aller unter eine, die Einzelkräfte auf das Gesamtinteresse hinordnende Autorität bestehende Organisation ist der Staat.

Der tatsächliche Ursprung der meisten Staaten liegt im Dunkel. Es ist möglich, daß ein bestimmter Staat auf dem Vertragswege zustande kam: daß sich einmal eine Schar von Menschen, eine Anzahl von Familien, ein oder mehrere Stämme, Völker, Nationen oder Teile von solchen zusammentaten mit der Absicht, einen Staat zu gründen. Ob ein solcher künstlich geschaffener Staat, dessen Regierung einzurichten natürlich Sache seiner Gründer war, die nötige Lebenskraft in sich hatte; ob er sich gegen Angriffe von außen zu behaupten



vermochte; ob die Interessengemeinschaft unter seinen Angehörigen wirklich so groß war, daß sie auf die Dauer beisammen blieben; ob die bestellte Autorität Recht und Ordnung aufrechthalten und auch sonst die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen konnte, das mußte die Geschichte zeigen. Ein anderer Staat bildete sich vielleicht um eine Patriarchenfamilie, die in einem geeigneten Lande Fuß faßte und durch lange Zeit allen ihren Gliedern in ausreichendem Maße die Grundlage für eine zufriedene Existenz bot. Sie wehrte die Versuche anderer, sie zu unterjochen, erfolgreich ab, ja sie zog Fremde an, die sich freiwillig ihr einordneten; vielleicht trat sie auch selbst erobernd auf. Mit der Zeit stellte sie eine wirkliche Macht vor. In der Umgebung bildeten sich Staaten; sie blieb unabhängig und wurde so selbst zu einem den anderen gleichberechtigten Staate. Oder es zerfiel ein älterer Staat. Einige seiner Teile, die seinerzeit zu schwach waren, als daß jeder für sich allein hätte einen Staat bilden können, sind inzwischen genügend erstarkt und bleiben nun selbständig. Wie durch Auflösung eines alten Staates so kann auch umgekehrt durch Verschmelzung mehrerer älterer ein neuer entstehen. Die Verschmelzung kann wieder eine freiwillige, durch eine Art Vertrag herbeigeführte, oder eine gewaltsame, auf Eroberung begründete sein. Die Eroberung wird nur Bestand haben, wenn der unterworfene Staat auf lange hinaus unfähig ist, selbständig zu existieren, und wenn sich unterdessen erweist, daß die Interessen seiner bisherigen Glieder durch den neuen Staat besser gefördert werden als durch den alten. Auch hierüber entscheidet die Geschichte.

Blicken wir nun auf das Werden von Volk, Nation und Staat, wie wir es geschildert haben, zurück, so finden wir immer wieder das gleiche Gesetz in Tätigkeit, das wir bei der Entstehung der einfachsten und ursprünglichsten Organisation, der Ehe, wirken gesehen haben: die Menschen müssen eine ältere Organisation, die sich rein naturhaft erhält, überwinden, um dann durch einen geistigen Akt, durch ein Wollen, ein Besitzergreifen, den Grund zu einer neuen, höheren, geistigeren Organisation zu legen. So wie der Mann Vater und Mutter, d. i. die Familie, in die er hineingeboren wurde, verläßt und sich aus einer anderen Familie ein Weib herausholt, das er kraft ihres beiderseitigen Wollens zu dem seinigen macht, und wie er dadurch der Gründer einer neuen Familie wird, so löst sich eine Schar von Menschen aus dem naturhaften Zusammenhang der verwandten Stämme und ergreift ein Land als das ihre, das sie fürder deswegen liebt, weil es das ihre ist, und mit dem sie durch tausend Fasern verwächst — sie wird ein Volk. Und wieder erwirbt eine größere Zahl von Menschen einen Schatz geistiger Güter; dieses Besitzes wird sich die ganze Gruppe nach und nach bewußt, sie lernt ihn vom geistigen Besitzstand anderer unterscheiden, sie liebt ihn als den ihrigen, sucht ihn sich zu erhalten und zu vermehren — sie ist eine Nation. Sind Volk und Nation zur Entwicklung gekommen, dann pflanzen auch sie sich im großen ganzen auf naturhaftem Wege fort. Da bietet

sich der sozialen Natur der Menschen in der immer deutlicher hervortretenden Gemeinsamkeit der Interessen eine neue Gelegenheit zur Betätigung. Ohne sich an die schon bestehende Scheidung in Stämme, Völker und Nationen zu halten, beugt sich eine Vielheit von Menschen unter eine höchste Autorität, der sie die allgemeine Wohlfahrt anvertraut, — sie beginnt, in einem Staate zu leben. Freilich, ein großer Unterschied ist zwischen der Gründung einer Ehe und dem Werden eines Volkes, einer Nation oder eines Staates. Dort handelt es sich um einen einzigen Willensakt eines Mannes oder um das Zusammentreffen zweier gleichgerichteter Willensakte eines Mannes und einer Frau, also um ganz einfache Verhältnisse, hier aber um ein Massenwollen. Dort, in der Ehe, ergreifen zwei lebende, selbständige, intelligente Wesen, also zwei Personen, voneinander Besitz; der Ehewille des Mannes wird perfekt, sobald ihn die Frau durch ihre Willenszustimmung besiegelt, und umgekehrt. Wenn ein Volk wird, indem es von einem Lande Besitz ergreift, wirkt das Land dazu nicht mit und die Kultur einer Nation ist kein Wesen, das außer ihr existierte, mit dem sich ein Vertrag schließen ließe. Die Gründung eines Staates durch Vertrag ist zwar möglich, denn hier stehen sich die Gesamtheit einerseits und die Träger der staatlichen Autorität anderseits gegenüber. Dennoch dürfen wir sie sowenig wie die Landnahme eines Volkes und den Kulturerwerb einer Nation als einen juristischen Akt ansehen, der in kurzer Frist in Rechtskraft erwächst. Die Besiegelung des Aktes erfolgt hier durch eine höhere Macht, die sich in der Geschichte offenbart. Eine Menschenmenge legt zwar durch die Landnahme den Grund dazu, daß aus ihr ein Volk werde; sie baut durch gemeinsame Kulturarbeit aller unablässig an ihrer Ausgestaltung zu einer Nation; sie stellt durch die Anerkennung einer über ihre gemeinsamen Interessen wachenden Autorität eine Gemeinschaft her, aus der ein Staat werden kann; es muß aber ein günstiges Geschick über ihr walten, damit dieses oder jenes aus ihr wird. Die Ehe ist eine Schicksalsgemeinschaft in dem Sinne, daß die Gatten ihre Schicksale miteinander verknüpfen und dann in ehelicher Treue gemeinsam tragen. Die miteinander ein Land besiedeln, knüpfen, soweit es an ihnen liegt, ebenfalls ihre Schicksale aneinander, aber noch mehr, sie werden zu einem neuen Organismus erst, wenn sich dieses ihr Schicksal an ihnen erfüllt. Die in geistiger Gemeinschaft miteinander leben und ihre Errungenschaften untereinander austauschen, müssen lange genug beisammen gelassen werden, damit sie endlich eine in sich geschlossene geistige Einheit, die Nation, vorstellen können. Und der junge Staat muß Zeit haben, seine Daseinsberechtigung zu erweisen. Reißt das Schicksal die eben erst angelegten Gemeinschaften vorzeitig auseinander, so zerfallen sie und ihre Trümmer kommen anderen völkischen, nationalen und staatlichen Gebilden zugute.

Volk, Nation und Staat sind einander nicht über- oder unter-, sondern nebengeordnet; sie sind verschiedene Organisationsformen, weil sie aus verschiedenen Wurzeln, wenn auch auf Grund des gleichen



Gesetzes hervorgewachsen sind. Es wäre ja sowohl für die Theorie als für die Praxis bequemer, wenn jedes Volk zugleich eine eigene Nation und einen nationalen Einheitsstaat bildete. Tatsächlich ist es aber anders und vom Standpunkt der Menschheit aus müssen wir sagen, es ist gut so. Denn wenn sich die Staaten gleich durch dreifache Grenzen voneinander schieden, wäre eine letzte und höchste Organisation aufs äußerste erschwert. So aber finden wir, daß sich die Menschheit gerade durch die mannigfaltige Verschlingung von Volk, Nation und Staat, die sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung eingestellt hat, von selber weiterorganisiert. Hier sehen wir einen Staat, der mehrere Völker oder Nationen, sei es ganz oder in Teilen, umschließt, dort eine Nation, die entweder mehrere Staaten gebildet hat oder sich in Verbindung mit anderen auf mehrere Staaten verteilt. Das eine Volk ist Organisations**kern**, das andere Organisations**kitt**; die ganz großen sind stets beides, sie geben den Kern für einen oder mehrere Staaten ab, schicken aber einige ihrer Teile auch in andere staatliche Gebilde hinüber, wodurch sie auch auf deren Geschick Einfluß gewinnen. Hat ein Volk mehrere Staaten hervorgebracht, dann werden diese leicht, ohne daß sie ihre Selbstständigkeit aufgeben müßten, in einen engen natürlichen Verband treten, der ihnen in der Weltpolitik größeres Gewicht gibt, als sie einzeln besäßen. Die einheitliche Nationalität vermag sogar über weite Entfernungen hinweg nicht nur Sympathien, sondern selbst politische Bündnisse zu begründen. Enthalten mehrere Staaten neben anderen Bruchteile derselben Nation, so sind diese die natürliche Brücke zwischen ihnen, die ein beiden nützliches Zusammengehen bei sich ergebender Interessengemeinschaft bedeutend erleichtert. Umgekehrt gewinnen auch die Nationen viel, wenn die Zusammenfassung im Rahmen eines Staates den Verkehr zwischen ihnen vermehrt oder gar erst erzwingt. Sie lernen voneinander, sie mildern die Gegensätze, die zwischen ihnen bestehen, sie werden sich aber auch ihrer Eigenart und ihres Eigenwertes durch das enge Zusammenleben miteinander besser bewußt. Geht die Verbindung mehrerer Staaten so weit, daß sie die oberste Staatsautorität in dieselbe Hand legen oder über ihre souveränen Häupter eine neue Autorität stellen, die zwar nicht deren innerstaatliche Selbständigkeit aufhebt, aber ihre Macht in gewissen Belangen zusammenfaßt und nach außen einheitlich zur Geltung bringt, so entsteht ein **Reich**, das mehr ist als ein einfacher Staat. Verbindungen solcher Art halten besser stand als die lockeren Organisationen, die bloß auf sogenannten internationalen Verträgen aufgebaut sind, wenngleich natürlich auch diese ihren großen Wert haben können. Was auf all den hier nur in dürftigster Kürze angedeuteten Wegen das einzelne Volk, die Nation oder der Staat an Selbständigkeit einbüßt, ist nur ein scheinbarer Verlust. Er wird weitaus aufgewogen durch den Zuwachs an Macht, den jede dieser Organisationen dabei erfährt. Sie verbessert, indem sie mächtiger wird, allen ihren Angehörigen und sich selbst die Existenzbedingungen. Höher aber noch als dieser Gewinn



muß jener eingeschätzt werden, den die ganze Menschheit aus der wechselseitigen Verbindung und Durchdringung der Völker, Nationen und Staaten zieht; denn erst infolge dieser Durchdringung wird die Menschheit nach und nach, was sie sein soll: eine in ihrer Gänze wohlgegliederte Einheit.

Ave Maria.

Von Luise Baronin Ferstel.

Ave Maria! Vom Gestade her
Tönt sanft der Klosterglocken fernes Klingen,
Wie wilde Schwäne zieht, auf Silberschwingen,
Ihr Abendläuten schwebend übers Meer.

Und ob die Nacht auch dräuend wiederkehrt,
Ich lieg' im Schiff und sehe nach den Wogen,
Blau sind die Wellen, blau der Himmelsbogen,
Blau wie Dein Mantel, der uns Schutz gewährt.

Fern auf der Kirche liegt das letzte Licht.
Schon sinkt der Dämm'rung fahler Schleier nieder,
Schon naht die Dunkelheit, die freundlich wieder
Dir um das Haupt die gold'nen Sterne flicht.

Vom Strande bringt der Nachtwind seinen Duft
Aus Gärten, wo an fruchtbelad'nen Zweigen
Die weißen Blüten sich zur Erde neigen
Und heimlich atmen in der warmen Luft.

Du bist so lieblich wie der Abendwind,
Du bist so mächtig wie der helle, neue,
Siegreiche Tag; ewig währt Deine Treue.
Und wie die Bäume, die Dein Sinnbild sind,

Wie der Orangenbaum an blauer Bucht,
So trägst Du, einzig unter allen Frauen,
Jungfrau und Mutter, lieblich anzuschauen,
Die keusche Blüte und die gold'ne Frucht.



Frauenkriegsdienst.

Von Fanny Brentano.

Es ist schon viel über die Stellungnahme der Frau zum Weltkrieg, über ihre Opferwilligkeit, ihre Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Kriegsfürsorge geschrieben worden. Ein zusammenfassendes Bild des freiwilligen weiblichen Kriegsdienstes wird erst einige Zeit nach dem Kriege gegeben werden können; vielleicht werden sich dann die großen Frauenvereinigungen zusammentun, um in einem ausführlichen Werk die Frauenarbeit während des großen Völkerringens zu bewerten. Dann werden vielleicht auch Namen genannt und statistische Daten gegeben werden können, zu deren Bekanntgabe es jetzt noch zu früh ist. Die nachstehenden Ausführungen wollen sich nur mit dem Wirken der Österreicherin während der bisherigen Kriegsmonate befassen, und auch das nur in durch den begrenzten Raum bedingten knappen Umrissen.

Wenn von Frauenhilfe im Kriege gesprochen wird, so denkt die Allgemeinheit zunächst an die Pflege der Verwundeten. Und in der Tat, der freiwillige Dienst im Spital ist ein Gebiet, auf dem sich seit Kriegsanfang Hunderte und Hunderte von Frauen in bewundernswertester Weise bewährt haben, allen voran die Frauen aus den höchsten und vornehmsten Kreisen unseres Vaterlandes. Gerade diese sind es, die in beispielgebender Aufopferung seit der Stunde, da die ersten Verwundeten im Hinterlande eintrafen, bis auf den heutigen Tag unermüdlich tätig sind. Und Scharen von Frauen aller Gesellschaftsschichten tun es ihnen gleich. Neben so reichlich gebender, das eigene Ich vollkommen in den Hintergrund stellender Nächsten- und Vaterlandsliebe, neben so rein erstrahlender Frauengüte und Herzenswärme dürfen die Ausnahmen nicht gezählt werden: Frauen, die aus Sucht nach Absonderlichem oder aus noch häßlicheren Gründen den Pflegedienst auf sich genommen haben. Die meisten von ihnen sind übrigens bald genug wieder aus den Spitälern verschwunden. Jedenfalls sind diese Ausnahmen, deren jede echte Frau sich schämt, nicht imstande, das Wirken ihrer Mitschwestern im allgemeinen zu verdunkeln. Gleiches gilt von der Tätigkeit der Frauen beim „Labedienst“ auf den Bahnhöfen: Verabreichen von Erfrischungen und warmen Speisen

(zum Teil auch Zubereiten derselben) an die durchreisenden oder ankommenden Verwundeten. Zu jeder Tages- und Nachtzeit ist der „Labedienst" bereit; da gibt es kein Müdesein, kein Verweigern, kein Zurückschrecken vor schlechtem Wetter. „Labedienst" — ein Wort, das man in Friedenszeiten ebensowenig kannte wie „Liebesgaben"; beide Worte waren plötzlich da — ich weiß nicht, ob jemand sagen kann, wo und von wem sie zum erstenmal angewandt wurden — und in beiden liegt so tiefer Sinn und so echtes Frauentum: dienen, um andere zu laben, und geben, um anderen Liebes zu erweisen, jenen anderen, die dort draußen im Weltensturm Wache stehen vor dem Glück der Heimat! Als Sammel- und Beförderungsstellen der Liebesgaben wirken in Wien an erster Stelle die „Aktion Kälteschutz", das offizielle „Kriegsfürsorgeamt" und das „Rote Kreuz"; an allen diesen Stellen sind weibliche Hilfskräfte tätig: Frauenhände stellen warme Bekleidungsstücke her, Frauenhände stopfen Tausende und Tausende von Zigaretten, Frauenhände sortieren die einlaufenden Spenden, verpacken sie, versenden sie in die Spitäler, an die Front, in die Schützengräben.

Die Kriegsfürsorge darf sich aber nicht den Soldaten allein zuwenden, so verlockend und befriedigend es auch ist, gerade für unsere „Feldgrauen" — auch so ein liebes neues, schnell heimisch gewordenes Wort! — zu arbeiten und zu sorgen. So vieles andere noch, ja die ganze große Allgemeinheit bedarf in solchen Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, der Fürsorge, und nicht zuletzt der weiblichen Fürsorge. Und daß sich die Frauen in dieser Hinsicht bewährt haben, beweist vielleicht am besten die Wiener „Frauenhilfsaktion im Kriege", die der Bürgermeister der Kaiserstadt über Vorschlag der großen Frauengruppen aller Parteien gleich in den allerersten Kriegswochen ins Leben gerufen hat und nach deren Muster auch in vielen Provinzstädten gearbeitet wird. Es sei daher näher auf Organisation und Art gerade dieser Kriegsdienstleistung der Österreicherinnen eingegangen.

Die Frauenhilfsaktion im Kriege ist der „Zentralstelle für die Angehörigen der Einberufenen und für die durch den Krieg in Not Geratenen in Wien und Niederösterreich", die ihren Sitz im Wiener Rathause hat, angegliedert; sie besteht aus einem „Siebzehnerkomitee", in welchem Vertreterinnen der katholischen, der liberalen und der sozialdemokratischen Frauenorganisationen sich unter dem Vorsitz der Gattin des Bürgermeisters zu gemeinsamer Arbeit vereinigt haben (ein in der österreichischen Frauenbewegung bisher noch nie dagewesener Fall!), und aus 23 Arbeitskomitees in den Stadtbezirken Wiens. An der Spitze eines jeden Arbeitskomitees steht eine Leiterin, der zwei Stellvertreterinnen und eine beliebige Anzahl von Mitarbeiterinnen beigegeben sind. Die Leiterinnen und ihre Stellvertreterinnen wurden zu Beginn ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit vom Bürgermeister beeidigt, während die Mitarbeiterinnen ihm durch Handschlag treues Ausharren in der freiwillig übernommenen Pflicht gelobten. Den für die Wiener Frauen denkwürdigen Augenblick dieser Angelobung schildert Dr. Alma Seitz in ihrer kürzlich erschienenen Schrift „Kriegshilfe der Wiener



Frauen"[1]): „Der feierlich-ernste Gemeinderatsitzungssaal bis zum letzten Platz besetzt von Frauen: die Mitarbeiterinnen der Frauenhilfsaktion, über 1000 an der Zahl. Und vor ihnen, auf der Estrade, der Bürgermeister der Habsburgerresidenz Dr. Weiskirchner selbst. Was er sagt, ist wie ein Manifest der Stadt an ihre Frauen: ‚. . . Und so nehme ich Sie alle in Pflicht. Ich bitte Sie, die Pflichten des übernommenen Amtes getreu und gewissenhaft zu erfüllen; das Amt wirft man nicht weg, wechselt man nicht, das führt man zu einem glücklichen Ende. Möge mit der Tätigkeit der Frauen Wiens der ganzen Wiener Stadt und der ganzen Welt der Beweis geliefert werden, daß die Frauen geeignet sind, an den öffentlichen Funktionen mitzuwirken. Und dadurch, daß ich hier in diesem Saale so spreche, verstärkt sich durch den Saal selbst der Eindruck meiner Worte . . .' ‚In Pflicht!' Nicht mehr in Freiwilligkeit und nach Gutdünken zu Diensten, nicht mehr nach Belieben Zeit und Fähigkeiten der Gemeinsamkeit zur Verfügung gestellt, sondern in die große Ordnung ihrer Bedürfnisse und Arbeitskräfte eingegliedert, zu festumschriebener, fortdauernder Leistung durch Gelöbnis gebunden. Gebunden wie der Beamte, dessen kleine persönliche Lebenssorgen nicht in den Kreis seiner Amtspflicht reichen dürfen, gebunden wie der Soldat, der für Weib und Kind in den Kampf zieht, weil sie Glieder seines Volkes sind. — Und von den Saalwänden schauen die Zeugen des alten Wien verwundert in eine neue, andere Zeit." — Ja, eine neue, andere Zeit! Und dennoch, im Grunde genommen ist die Frau auch in dieser Zeit geblieben, was sie zu Großmutters und Urgroßmutters Zeiten war: die hilfsbereite, liebevolle, selbstvergessene Helferin und Trösterin aller, die ihrer Hilfe bedürfen, nach ihrem Troste verlangen! Ihre Hilfeleistung hat nur andere Formen angenommen, hat sich einen Platz in der Öffentlichkeit erobert und sich zu öffentlicher Anerkennung durchgerungen.

Die Frauenarbeitskomitees in den Bezirken, die in eigenen, von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Räumen amtieren, haben die Aufgabe, sich der durch den Krieg in Not geratenen Frauen, mögen sie nun Angehörige von Einberufenen sein oder nicht, in jeder Weise anzunehmen. Sie vermitteln Gesuche um Geldunterstützungen und Kleider an das Armendepartement der Stadt oder an die von der Gemeinde errichteten wirtschaftlichen Hilfsämter, verteilen Milch- und Kohlenanweisungen sowie Lebensmittel, die teils von der Bevölkerung gespendet, teils von der städtischen Zentralstelle geliefert werden, geben den hilfsbedürftigen Frauen Auskünfte jeder Art, verschaffen armen Kindern Freitische in wohlhabenden Familien — kurz, sie helfen, wo und wie sie eben helfen können. Besonders betont sei, daß kein einziger Fall in Fürsorge genommen wird, ohne erhoben worden zu sein, das will sagen, daß zu jeder der um Hilfe bittenden Frauen ein Mitglied des

[1]) Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit in M.-Gladbach in der Serie „Der Weltkrieg".

Komitees hingeht, um die Verhältnisse in der Familie kennen zu lernen, Erkundigungen einzuziehen, welche eine richtige Beurteilung der Lage möglich machen. Der Tätigkeitsbericht der Gemeinde Wien über das erste Kriegsjahr[1]) gibt an, daß in der Zeit von Anfang August 1914 bis Mitte Juli 1915 von den 23 Frauenarbeitskomitees 70.451 Erhebungen gepflogen wurden; wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten und persönlichen Unannehmlichkeiten solche Erhebungen oft genug verknüpft sind, kann man schon aus dieser Zahl die Unsumme von Mühe, Pflichteifer, Takt und Herzenswärme herauslesen, die von den Frauenkomitees aufgebracht wurde. Die anderen Zahlen des Berichtes sind nicht weniger beredt: in der genannten Zeit wurden 11.122 Freitische besetzt, 18.705 Stellen vermittelt, 22.520 Fälle in dauernde Fürsorge übernommen, wobei es sich hauptsächlich um Mütter mit Säuglingen handelt; denn in dem Bewußtsein, gerade dadurch dem Vaterlande wertvolle Dienste für die Zukunft zu leisten, wendet die Frauenhilfsaktion der Mütterberatung und Säuglingsfürsorge ihre besondere Sorgfalt zu. Sie steht mit der städtischen Berufsvormundschaft in Verbindung, die sie zur Zeit, als die Milchknappheit noch nicht eingetreten war, mit Milchanweisungen versorgte. Ein eigenes Gebiet der Frauenarbeitskomitees ist das Ausstellen der Speiseanweisungen für die städtischen Ausspeisestellen, die zum Teil schon im Oktober 1914 eröffnet wurden und in denen auch wieder ein ganzes Heer von Frauen tätig ist, teils als bezahlte Kräfte (Küchenpersonal), teils als freiwillige Helferinnen. Es sind in ganz Wien 110 Speisestellen im Betriebe, in denen täglich insgesamt zirka 45.000 Portionen (eine Portion besteht in der Regel aus 0·6 Liter Suppe oder Gemüse und 140 Dekagramm Brot) verteilt werden. Die Gesamtanzahl der verabreichten Portionen im ersten Kriegsjahr belief sich auf 8,414.000, die Kosten dafür auf K 2,170.089. Den größten Teil dieses Geldes beschaffte die von einem Damenkomitee ins Leben gerufene und mit unermüdlicher Energie und staunenswerter Erfindungsgabe durchgeführte Hilfsaktion „Schwarz-Gelbes Kreuz", die zugunsten der Ausspeisung Geldspenden sammelt, Abzeichen verkauft, Konzerte veranstaltet usw. Um auch jenen Hausfrauen, die nicht auf Unterstützung angewiesen sind, die Führung des Haushaltes in diesen Teuerungszeiten etwas zu erleichtern und besonders sie an die notwendig gewordene Änderung des Speisezettels zu gewöhnen, verteilte die Frauenhilfsaktion in den ersten Kriegsmonaten von ihr zusammengestellte Kochbücher, Kochvorschriften für Kriegsmehlspeisen und veranstaltete aufklärende Vorträge für Hausfrauen und Köchinnen über die Ernährung im Kriege.

Auf dem Programm der Wiener Frauenhilfsaktion steht jedoch nicht nur Unterstützung und Beratung, sondern auch Arbeitsbeschaffung — eine Aufgabe, die besonders in den ersten Kriegsmonaten, wo es unzählige Arbeitslose und kaum einige Arbeitsgelegenheiten gab, bitter

[1]) „Ein Jahr Kriegsfürsorge der Gemeinde Wien." Herausgegeben von der Gemeinde Wien. Wien, 1915. Im Verlage des Wiener Magistrates. In Kommission bei Gerlach & Wiedling. 8° (161 S.) K 1·—.

schwer zu erfüllen war. Aber auch sie wurde erfüllt. Fast jedes Bezirkskomitee errichtete eine oder auch mehrere Näh- und Strickstuben, deren es derzeit 28 gibt, wobei die von Vereinen und einem der Arbeiterinnenfürsorge dienenden Werke („Soziale Fürsorge"[1]) eingerichteten Arbeitsstuben nicht mitgezählt sind. „Fast überall ist das Lokal zu unentgeltlicher Überlassung erbettelt," schreibt Dr. Alma Seitz (a. a. O.), „erbettelt auch mit wenigen Ausnahmen die Nähmaschinen zu freier Benützung. Die Bettelkunst wird der Frau so oft als Charakterlosigkeit ausgelegt. In jenen Tagen ist sie von Tausenden als die Großherzigkeit gesegnet worden, die ungescheut und fest den Fuß in Dornen setzt um der Not der andern willen." In den Näh- und Strickstuben werden sowohl gewerbliche Näherinnen als auch durch den Krieg in Not geratene Frauen und Mädchen des Mittelstandes, die zur Arbeit erst angelernt werden mußten, beschäftigt. Die meisten Arbeiten sind Lieferungen für die Heeresverwaltung und für die Wohlfahrtsanstalten der Gemeinde Wien, es fehlt aber auch nicht an Bestellungen von Vereinen und Privatpersonen. Es würde zu weit führen, die Leistungen der Nähstuben zu detaillieren, gesagt sei nur, daß durch sie bisher rund 125.000 Stück Strickarbeiten und 5 Millionen Stück Näharbeiten verschiedenster Art geliefert wurden, wobei in den arbeitsreichsten Monaten gegen 6000 Arbeiterinnen ihr Brod verdienten.

Es sind hier einige Zahlen über die von der Frauenhilfsaktion geleistete Arbeit genannt worden. Doch mit Recht heißt es im Tätigkeitsbericht der Gemeinde Wien: „Die Ziffern sagen nicht alles. Die Hilfeleistung war selbstverständlich wichtiger als ihre statistische Festlegung. Daher haben die Frauenkomitees, nach deren Berichten die Zusammenstellung abgefaßt ist, bei weitem nicht alle Arbeitsfälle verzeichnet. Die Ziffern sagen aber auch deshalb nicht alles, weil aus ihnen die viele Mühe der zahllosen Erhebungen und namentlich der oft pflegschaftsartig geführten Fürsorgefälle nur für den Eingeweihten erkennbar ist. Auf jeden Fall haben die Frauen Wiens, die sich bei der Wiener Frauenhilfsaktion im Kriege betätigen, schon bisher eine Fülle von Arbeit geleistet, die ihnen unvergessen bleiben wird, und aufs neue ihre Begabung für die Fürsorgearbeit erwiesen." „Möge die Solidarität," heißt es weiter in dem Bericht, „die Wiens Frauen ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Anschauungen in der Hilfsarbeit an den Tag gelegt haben, in die Friedenszeiten hinübergenommen werden . . . ." Gewiß, die Vertreterinnen der verschiedenen Parteien haben in der Kriegszeit eingesehen, daß es Gebiete gibt, auf denen eine Zusammenarbeit durchführbar und auch notwendig ist — durchführbar, selbst wenn es nicht ganz ohne Reibungen abgeht — und es wäre nur zu begrüßen, wenn sie auch in Zukunft auf einzelnen Ge-

[1]) Der Verein „Soziale Fürsorge", der unter dem Protektorat der Kaiserstochter Erzherzogin Marie Valerie steht, entfaltet eine sehr rührige und erfolgreiche Tätigkeit zugunsten der Heimarbeiterinnen; er beschäftigt zirka 6000 Frauen mit Näh- und Strickarbeiten, und zwar nicht nur in Wien, sondern auch in der Provinz.

bieten in einer gewissen Fühlung miteinander blieben. Ein solches Zusammenarbeiten aber wie jetzt in der großen Zeit der Not des Vaterlandes ist wohl in Friedenszeiten nicht denkbar und für die katholischen Frauen auch nicht erwünscht; dazu sind Arbeitsziele und Arbeitsmethoden der katholischen Frauen denn doch zu verschieden von denen der anderen. Das darf nicht vergessen und nicht verhehlt werden.

Auch in der Kriegszeit hat selbstverständlich keine der Frauengruppen ihre eigene Vereins- und Organisationstätigkeit aufgegeben oder mit jener der anderen Gruppen verschmolzen; die Gemeinsamkeit gilt nur für die öffentliche Kriegsfürsorgetätigkeit. Wirksam unterstützt wird diese durch die Sonderarbeit der einzelnen Vereinigungen, die — zumal dort, wo keine gemeinsame Aktion ins Leben gerufen wurde — die Wirkungsgebiete der Friedenszeit erweitert und den Verhältnissen angepaßt haben. Das gilt besonders von den Kronlandsgruppen der Katholischen Reichs-Frauenorganisation Österreichs, deren Mitglieder in dieser Kriegszeit gezeigt haben, was es heißt, auf richtiger Grundlage organisiert und sozial geschult zu sein. Es gibt keine Art der Kriegsfürsorge, zu der die Katholische Frauenorganisation nicht die tüchtigsten Mitarbeiterinnen gestellt hätte; wollte man ihr Wirken ausführlich schildern, so bedürfte es eines weit größeren Raumes, als für diese Ausführungen zur Verfügung steht. Erwähnt sei aber, daß sie außer den Kriegsfürsorgewerken profaner Natur auch das religiöse Gebiet im Auge behält. Nur ein paar Beispiele: Die schlesische Frauenorganisation in Teschen ermöglichte den Bau und die Ausschmückung einer Kapelle für ein Verwundetenspital und sandte viele Tausend von Gebetbüchern in deutscher, polnischer und tschechischer Sprache ins Feld; die Tiroler Organisation in Innsbruck setzte es durch, daß den verwundeten Soldaten außer dem sonntäglichen gemeinsamen Kirchengang auch der tägliche Einzelbesuch der hl. Messe gestattet wurde, wodurch die Möglichkeit zum Sakramentenempfang gesichert erscheint; die Jugendgruppe der steirischen Organisation in Graz veranstaltete eine erfolgreiche Sammlung zur Anschaffung von Feldaltären; die mährische Organisation in Brünn half die Schwierigkeiten überwinden, die sich der Durchführung der Seelsorge in manchen Spitälern entgegenstellten; alle Gruppen der Katholischen Reichs-Frauenorganisation sorgen natürlich auch für gute Soldatenlektüre, für Verteilung von Flugschriften, Gebetszetteln, Rosenkränzen, Medaillen usw. in den Verwundetenspitälern und für Abhaltung von Kriegsandachten und Bittprozessionen, wie ja überhaupt der Gebetsfeldzug daheim in der Hauptsache von Frauen geführt wird. Von ihnen allen gilt das Sprüchlein, das ein deutsches Mädchen einer in den Schützengraben gesandten Liebesgabe beigefügt hat: „Du kennst mich nicht und kämpfst für mich — Ich kenne dich nicht und bete für dich!" Ingeborg Magnussen sagt in ihrem prächtigen „Feldbrief einer deutschen Frau an unsere katholischen Krieger" [1]): „Was eure Frauen, eure Mütter

---

[1]) „Wie wir Eurer gedenken!" M.-Gladbach, B. Kühlens Kunstanstalt.

für euch tun, da sieht kein Menschenauge hinein. Auf ihnen liegt die doppelte und dreifache Pflicht, in ihnen die zehrende Besorgnis um euch. Die treibt sie aus aller Arbeit zum Throne des Allerhöchsten und zur Gnadenmutter Maria, der größten Fürbitterin bei Gott, ihres Herzens Not auszuschütten. Wenn so dringend laut im Verein oder einsam in stiller Versenkung für euch zu Gott gerufen wird, da müßten euch manchmal mitten im Höllengetöse die Ohren klingen wie von einer Himmelsmusik."

Man hält den Frauen zuweilen vor, daß die Welt ihnen keine Erfindungen zu verdanken habe, es fehle ihnen der Erfindersinn. Das mag stimmen, wenn es sich um epochale, weltbewegende Errungenschaften der Technik handelt — im Alltagsleben stimmt es nicht, am allerwenigsten dort, wo es gilt, Mittel zu erfinden, um anderen helfen zu können. So erfanden die Frauen auch jetzt im Kriege außer verschiedenen kleinen Listen, durch die sie von ihren wohlhabenden Mitmenschen Geld erbetteln, um ihre bedürftigen Schützlinge zu unterstützen, ein neues Hilfswerk, die „Kriegspatenschaft", die zuerst in Deutschland, dann auch in Österreich eingeführt wurde. Die Kriegspatenschaft hat den Zweck, „die während des Krieges geborenen und durch den Krieg hilfsbedürftig gewordenen Säuglinge unter den Schutz der gesamten Bevölkerung zu stellen". Wer eine Kriegspatenschaft übernimmt, verpflichtet sich, dem aus Damen und Herren zusammengestellten Kuratorium während der ganzen Kriegszeit monatlich eine bestimmte Summe zur Verfügung zu stellen, um werdende Mütter sowie Mütter mit Säuglingen zu unterstützen. In erster Linie soll der armen Mutter die Möglichkeit geboten werden, ihr Kind unter gesicherten Verhältnissen zur Welt zu bringen, zu pflegen und selbst zu stillen. Der Gedanke faßte schnell Wurzel in allen Kreisen der Gesellschaft, besonders auch bei den Frauen, die durch den Krieg vereinsamt sind. Es liefen großherzige Spenden ein und es wurden so viele Patenschaften übernommen, daß das Kuratorium derzeit über 50.000 K monatlich verfügt. In Wien allein stehen rund 4000 Fälle in Fürsorge und wurden bisher bereits mehr als 200.000 K ausbezahlt; die Kriegspatenschaft ist aber auch schon in anderen Städten eingeführt und hat überall Anklang gefunden. Krippen, Heime, Fürsorgeanstalten entstehen und eine große Anzahl weiblicher Hilfskräfte stellt sich bereitwillig in den Dienst der Kriegspatenschaft.

Langsamer gedeiht ein anderes Hilfswerk der Frauen, die „Berufsberatung und Stellenvermittlung für Kriegerwitwen" aller Stände. Ihr Zweck ist im Namen ausgedrückt: warmherzige, tatkräftige Frauen wollen jenen ihrer Mitschwestern, die durch den Krieg ihres Ernährers und Beschützers beraubt wurden und den Kampf mit dem Alltagsleben nicht gewohnt sind, mit Rat und Tat helfen, sich aus den Trümmern ihres Glückes eine neue Existenz zu bauen. Ein solches Werk hat anfänglich naturgemäß mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht zum wenigsten mit der Furcht der bisher gutsituierten Frau vor dem rauhen Erwerbsleben, ihrer Verzagtheit, ihrer Scheu,

zu anderen von ihrer Notlage zu sprechen. So haben denn z. B. in Wien bisher erst zirka 300 Kriegerwitwen die Hilfe der Beratungsstelle in Anspruch genommen. Es sind verschiedene Kurse geplant, durch welche den Witwen je nach ihren Fähigkeiten und Neigungen die fehlende Vorbildung für eine Erwerbsarbeit vermittelt werden soll; dann soll ihnen zu Anstellung und Arbeit verholfen werden.

Frauen arbeiten selbstverständlich auch mit bei der großangelegten Hilfsaktion „Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht", durch welche Geldunterstützungen für Kriegerwitwen und -waisen beschafft werden, und in den verschiedenen Flüchtlingskomitees, die sich bilden mußten, als der Feind ins Land gedrungen war und Tausende und Tausende von Flüchtlingen aus den bedrohten Gebieten dem Hinterlande zuströmten. Es gab Zeiten, wo unter diesen Unglücklichen, denen der Krieg Heimat, Hab und Gut genommen, ein erschreckendes Elend herrschte; daß dem nach Tunlichkeit abgeholfen wurde und daß so mancher Mißstand in den Flüchtlingslagern beseitigt werden konnte, ist u. a. einigen energischen und einflußreichen Damen zu verdanken. Viel taten die reichen Polinnen für ihre armen Landsleute; in Wien wie in anderen Städten entstanden Heime, Kinderbewahranstalten, Ausspeisestellen, Arbeitsstuben und Wohlfahrtseinrichtungen mannigfaltiger Art, durch die der ärgsten Not gesteuert werden konnte. Nach Ausbruch des Krieges mit Italien waren es besonders die Tirolerinnen, denen ähnliche Pflichten erwuchsen: sie mußten für die Flüchtlinge aus den südlichen Kriegsgebieten sorgen und sie taten es mit der ihnen eigenen Energie und Güte.

Ein Kriegswerk eigener Art, das auch wieder durch Wiener Frauen angeregt wurde, ist die „Kriegskommission für Konsumenteninteressen": ein aus Vertretern und Vertreterinnen der wichtigsten österreichischen Konsumentenvereinigungen gebildeter Ausschuß, der einerseits durch Verbreitung der nötigen Aufklärung im Publikum, anderseits durch Fühlung mit der Regierung und sonstigen zuständigen Körperschaften an der Lösung der vielen wirtschaftlichen Probleme arbeitet, vor die der Krieg uns gestellt hat. Es ist für diese Kommission, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist, nicht leicht, immer das Richtige zu treffen und allen Wünschen und Anforderungen gerecht zu werden; sie muß sich daher manche Anfeindung gefallen lassen, immerhin aber hat sie eine führende Rolle bei Besprechung der wirtschaftlichen Lage und der zu ergreifenden Maßnahmen. „Wenn wir glücklich durchdauern mit Hilfe all der Vorbereitungen, die emsig und umsichtig ins Werk gesetzt sind," schreibt Dr. Seitz (a. a. O.), „so fällt wohl ein gut Teil des Verdienstes daran der Kriegskommission zu und den organisierten Frauen Wiens, die dieses Unternehmen ins Leben gerufen und in planmäßige Bahnen gelenkt haben."

Große Summen von Frauenkraft nimmt ein ebenfalls im Dienste der Kriegshilfe stehendes Werk in Anspruch, von dem die Öffentlichkeit weniger weiß als von allen anderen: das Zensuramt des Roten

Kreuzes, durch welches jedes einzelne Korrespondenzstück der Gefangenen — der eigenen sowohl als der feindlichen — und ihrer Angehörigen zu gehen hat. Nur gelegentlich hier und da einmal hört das große Publikum von der täglich wachsenden Arbeit der Zensur, aber wenn man bedenkt, welche Scharen von Gefangenen wir in Österreich-Ungarn beherbergen, wie viele der Unsrigen sich in fremder Gefangenschaft befinden, und daß jeder Gefangene aus dem Mannschaftsstande die Erlaubnis hat, mindestens zweimal im Monat zu schreiben, während für die Korrespondenz der Offiziere und der Angehörigen hüben und drüben überhaupt keine Grenzen gesteckt sind, — so kann man sich vielleicht einen Begriff machen von dem Briefein- und -auslauf im Zensuramt. Unter den etwa 1000 Zensoren, die in verschiedenen Sprachgruppen in den Bureaus des Roten Kreuzes arbeiten, ist ein großer — wenn nicht der größte — Teil weiblich. Es gibt da sowohl mit festem Gehalt angestellte als auch ehrenamtlich arbeitende Frauen und Mädchen, welche Zeit, Bildung, Geduld, Ausdauer und Augenkraft — denn das Enträtseln der oft kaum leserlichen Handschriften ist keine Kleinigkeit! — in den Dienst des Vaterlandes und der Nächstenliebe stellen, — hat die Zensur doch den Zweck, einerseits den brieflichen Verkehr der Gefangenen mit den Ihrigen zu ermöglichen, anderseits Verrat oder Verbreitung falscher Gerüchte zu verhindern. Sie bildet somit eine ebenso verantwortungsvolle wie Befriedigung gewährende Tätigkeit, und daß diese zur Zufriedenheit der Vorgesetzten ausgeübt wird, gereicht den Zensorinnen ebenso zur Ehre wie ihren männlichen Kollegen.

Noch manches Detailgebiet weiblichen Kriegsdienstes ist zu erwähnen, so z. B. das Sammeln von Spielzeug und Kinderkleidern in den Spitälern, durch welches den verwundeten Soldaten die Möglichkeit verschafft wird, ihren Kleinen daheim Freude zu bereiten; das Versorgen der Spitäler mit Büchern und Erfrischungen und das Besuchen der Verwundeten; das Veranstalten kleiner Feste in den Krankensälen, um die armen Dulder ein wenig aufzuheitern; das Ausbessern und Reinigen geschenkter Kleider, die an durch den Krieg in Not Geratene verteilt werden; dazu kommt die weibliche Mitarbeit bei allen Unternehmungen der offiziellen Fürsorgestellen des Kriegsministeriums und des Ministeriums des Innern. „Jedes Gebiet, auf dem pflichtbewußte Vaterlandsliebe ihre Arbeitsstätte aufgeschlagen hat, ist durch Frauenhilfe gefördert, durch Frauenhände betreut, wenn auch mancher große Apparat, mancher gewaltige Betrieb in Name und offizieller Vertretung nicht vermuten läßt, daß und wie viele seiner Mitarbeiter Frauen sind“ (Seitz, a. a. O.). Und bei all dieser öffentlichen und privaten Fürsorgetätigkeit darf die Frau die Sorge um ihr eigenes Heim, um ihre Familie nicht vergessen; mehr noch als sonst nimmt in dieser Zeit der wirtschaftlichen Abnormitäten ihr Haushalt sie in Anspruch, mehr noch als sonst sind Kopf und Herz voll der eigenen, persönlichen Kümmernis. Und wie viele Frauen haben tapfer die Last eines Berufes auf sich genommen, die bisher ihr Mann ge-

tragen, wie viele führen das Geschäft des eingerückten Gatten weiter, wie viele handhaben statt seiner den Pflug, die Sense, den Spaten! „Überall trat die Frau an die Stelle des Mannes," sagt Agnes Harder [1]), „sie brachte die Ernte ein, sie bestellte das Feld zu neuer Saat, sie warf im See die Netze aus. Das geschah gleich bei Beginn des Krieges. Jetzt knipsen Schaffnerinnen die Fahrkarten, Frauen tragen Briefe aus, versuchen den Mann zu ersetzen, wo immer es gefordert wird." Das von der Frauenbewegung in Jahrzehnten nicht Erreichte, — der Krieg hat es ganz von selbst entstehen lassen. Selbstverständlich aber darf dieser Zustand nur auf Kriegsdauer Geltung haben: die aus dem Felde zurückkommenden Männer dürfen sich nicht durch Frauen aus dem Erwerbsleben verdrängt sehen. Die Frauenbewegung wird nach dem Kriege in mehr als einer Hinsicht umzulernen haben, aber sie hat doch bewiesen, daß das Frauengeschlecht, welches sie großgezogen hat, im Ernstfalle Tüchtiges zu leisten wohl imstande ist. Frauenbewegung und Krieg: ein Thema, über das ganze Bände geschrieben werden könnten — und wahrscheinlich auch geschrieben werden!

Noch sei die rührende Opferwilligkeit der Frauen im Geben erwähnt: die Kleidersammlung, die Woll-, die Kautschuk-, die Metallsammlung, — sie wurden von den Frauen aller Stände überreich bedacht. Weder der goldene Reif am Finger noch die blitzende Kupferkasserole auf dem Küchenbrett waren der Frau zu teuer, als es galt, dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Auch das Gebiet, von dem böse Zungen behaupten, es liege dem Weibe besonders am Herzen, verlor an Bedeutung: die Mode! Es ist zwar sehr viel davon gesprochen und geschrieben worden, wie man sich „zeitgemäß" kleiden solle, merkwürdigerweise aber mehr von Männern als von Frauen. Die Frau, die Vernunft besitzt und das Herz auf dem rechten Fleck hat, zeigt in diesen Tagen keinen Sinn für Modesorgen; sie trägt, was sie hat oder was sie bezahlen kann, und fragt nicht viel darnach, ob es „modern" ist oder nicht.

Jede Leistung der Frau in dieser großen Zeit — sei's in der Fürsorge fürs Allgemeinwohl, sei's in der Arbeit im Familienkreise — bedarf der Tatkraft eines klaren Kopfes und unerschrockenen Mutes, vielleicht des letzteren am allermeisten. Mutig muß sie sein bei ihrer Tätigkeit, die sich ja nicht ohne hunderterlei Schwierigkeiten abwickeln läßt; mutig muß sie mit dem eigenen Alltage fertig werden; mutig muß sie sich zeigen in ihren Briefen an Mann oder Sohn im feldgrauen Rock, mutig ans Krankenlager treten, auf dem vielleicht ihr Liebstes leidet. Sie muß aber auch die Kraft aufbringen, mutig in die Zukunft zu blicken, in der ihr Leben vielleicht eine ganz andere Gestalt annehmen wird — wenn der Gatte, die Söhne aus dem Felde nicht heimkehren, oder wenn sie heimkehren als Sieche, als Krüppel oder Verunstaltete!

[1]) „Unsere Helden." Berlin, Hermann Meyer, 1915.



Woher nehmen die Frauen all diesen Mut, selbst jene Bedauernswerten, denen er nicht durch gläubiges Gottvertrauen eingeflößt wird? Ich glaube, sie schöpfen ihn aus dem lebendigen Gefühl der Dankbarkeit gegen die Helden, die klaglos bluten und sterben um der Heimat willen, und aus dem Bewußtsein, daß alles, alles, was sie daheim leisten an Arbeit, Sorge, Bangen und Sehnen doch nur ein verschwindendes Nichts ist im Vergleich zu dem, was ihre lieben Feldgrauen dort draußen vollbringen.

Kriegsbereitschaft.

Von Ella Graf.

An allen schwarzen Pforten des Lebens hab' ich
Gepocht und gerüttelt,
Hab' allen losen, nichtigen Erdenflitter
Von mir geschüttelt.

An keiner dunkeläugigen Frage bin ich
Vorbeigegangen
Und alle Klagestimmen der Zeit hat willig
Mein Ohr gefangen.

Was ihm an Leid bestimmt war, hat still und einsam
Mein Herz ertragen:
Drum harrt es aus, gelassen und unerschüttert,
In diesen Tagen.



Bischof Belopotoczky.

Von **Dr. Franz M. Schindler.**

Helfert, Belopotoczky, Pernter — das waren die ersten Wegbereiter der österreichischen Leogesellschaft und neben Gitlbauer, Noltsch, Porzer und anderen ihre ersten Führer. Im Geiste Belopotoczkys war der Gedanke an ihre Gründung entstanden, mit ihm hatten Freiherr v. Helfert und Professor Pernter ihre Statuten entworfen und deren Genehmigung durch die kirchliche und staatliche Verwaltung in die Wege geleitet; unter Helferts und seiner Leitung trat die junge Gesellschaft im Jahre 1892 in Wien, bald darauf unter Pernters Führung in Innsbruck zuerst an die Öffentlichkeit; in Belopotoczky hatte sie bis zu seinem Scheiden von Wien (1910) ihren tatkräftigsten Förderer und einen treuergebenen Freund bis zu seinem Scheiden von der Welt (1914). Nun ruht sein Leib in der Gruft, ferne von den Gräbern, wo das Sterbliche seiner Freunde Helfert und Pernter, die ihm im Tode vorausgegangen, der Auferstehung harrt; ihre Seelen, so hoffen wir zu Gott, sind vereint an der Quelle des Lebens und schauen in Gottes Erleuchtung das ewige Licht.

Hier ist nicht der Ort, um zu schildern, was Belopotoczky in den Berufsstellungen gewirkt, die er in seinem Leben nach und nach bekleidete. Was immer er war, Erzieher junger Kleriker und Lehrer theologischer Fächer in Zips und Budapest, Hofkaplan und Studiendirektor im Frintaneum zu Wien, Feldbischof, in jedem Amte lebte und arbeitete er vorbildlich gewissenhaft und stets mit vornehmer Auffassung der Pflichten, die ihm jeweils oblagen. Unvergessen wird insbesondere sein Schaffen als Bischof durch den Ausbau der Seelsorge in der österreichisch-ungarischen Armee und Flotte bleiben. Als er von diesem Amte zurücktrat, um am Abend seines Lebens in der stillen Ungarnstadt Großwardein auszuruhen, nahm er auch dahin den hohen Schwung seiner Seele mit. Hier hinterließ er aus den reichen Mitteln, die ihm das Amt eines Großpropstes im katholischen Domkapitel brachte, den Katholiken der Stadt und Diözese an der Körös ein stattliches katholisches Vereinshaus als letztes Denkmal





seiner Schaffensfreude für das Gute; eben hatte er es vollendet, da rief ihn Gott heim.

Die Leogesellschaft bedurfte bei ihrem ersten Hervortreten vor allem eines überzeugten Herolds von Einfluß auf die katholische Intelligenz Österreichs, um sie von der Wichtigkeit und Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Vertreter und Freunde christlicher Wissenschaft und Kunst zu überzeugen und so der neuen Gesellschaft eine möglichst große Zahl von Mitgliedern und Förderern zu gewinnen. Dieser Herold war Bischof Belopotoczky. Seine Stellung als apostolischer Feldvikar und Bischof brachte ihn mit allen Kreisen der katholischen Bevölkerung durch ganz Österreich hin in Verbindung. Er benutzte dieselbe unermüdlich und unerschrocken zur Bekanntmachung der Leogesellschaft und ihrer Aufgaben und zur Werbung für sie. Dabei kam ihm die gewaltige Kraft seiner Rede vortrefflich zustatten. Selten kehrte er von seinen Reisen an die verschiedenen Seelsorgeorte in Heer und Marine zurück, ohne von tatsächlichen Ergebnissen seines Werbeeifers berichten zu können. An den Arbeitsversammlungen der Leogesellschaft in Wien nahm er, soweit sein Amt es ihm gestattete, regen Anteil, und manch feuriges Wort aus seinem Munde begeisterte die Teilnehmer zur Mitarbeit bei den zahlreichen Unternehmungen, die alsbald im Dienste christlicher Wissenschaft und Kunst von der Leogesellschaft ausgingen. Besonders in Erinnerung sind seine oft meisterlichen Ansprachen bei den Hauptversammlungen der Leogesellschaft in Salzburg, Innsbruck, Klagenfurt, Bregenz, Graz, Marburg, Sankt Pölten und öfters in Wien selbst; stets vor einer zahlreichen und erlesenen Zuhörerschaft gehalten, waren sie Werbungsreden für die Leogesellschaft vor immer neuen Kreisen der wissenschaftlich gebildeten und literarisch oder künstlerisch interessierten Katholiken Österreichs, die niemals ihre Wirkung verfehlten. Von den Unternehmungen der Leogesellschaft war keine, der ihr erster Vizepräsident nicht seine lebendige Teilnahme zugewendet hätte. Ihre wissenschaftlichen und literarischen Unternehmungen von der größten bis zur kleinsten, die von ihr veranstalteten Aufführungen hervorragender Musikwerke und Festspiele, die Unternehmungen auf dem Gebiete der Kunst durch Ausschreibung von Preisen, Veranstaltung von Kunstausstellungen und Herausgabe von künstlerisch einwandfreien Andachtsbildern, die Abhaltung von geschlossenen Vortragsabenden und Einrichtung von Vortragskursen, alles war für ihn hundertmal Gegenstand der Besprechung im Freundeskreise und kam zur Durchführung unter seiner Aneiferung und Mitwirkung, wo dies nötig und tunlich war. Dabei geizte er nicht mit der Zuwendung materieller Mittel, die für einzelne der Unternehmungen bis zu sehr ansehnlichen Summen anstieg.

Bischof Belopotoczky war in seinen vollen Mannesjahren ein Freund frohen gesellschaftlichen Verkehrs, dem doch eine Note des Ernstes nicht fehlen durfte. Gerne weilt die Erinnerung bei den „Leogesellschafts-Abenden", die damals von den Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft in Wien regelmäßig unter seiner Teilnahme

allwöchentlich abgehalten wurden und neben den üblichen Vorträgen aus allen Wissensgebieten mit freier Besprechung doch der freundschaftlichen Geselligkeit genügend Raum ließen. Zu mancher von den wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen Unternehmungen der Leogesellschaft ging von diesen Abenden die erste Anregung aus; alles, was für die Gesellschaft von Interesse war, wurde dort wie in einem Freundeskreise behandelt; die Abende boten die sichere Gelegenheit fortlaufender Verständigung unter denen, die je an den einzelnen Arbeiten der Gesellschaft beteiligt waren; dem Ernste gesellten sich unfehlbar Heiterkeit und Scherz hinzu, für die vor allem, solange er noch in Wien lebte, der Dichter und Maler W. O. Noltsch und sein engerer Freundeskreis aufkamen. Ein Mittelpunkt dieser Abende war Belopotoczky bis zu seinem Scheiden von Wien. Sie bleiben in der Geschichte der Leogesellschaft für immer bemerkenswert, wirkten sie ja damals wie später weit über die Leogesellschaft hinaus durch die Aufklärung über die brennenden Fragen der Zeit, die dort so oft durch die bedeutendsten Männer des katholischen Österreich einem stets ansehnlichen Hörerkreis dargeboten und durch die Tagesblätter der Öffentlichkeit bekanntgegeben wurde.

Bischof Belopotoczky ist nun heimgegangen. Das herzliche Interesse, das er der Leogesellschaft in ihren entscheidenden Werdejahren so erfolgreich zugewendet, hat er in die Ewigkeit mit hinübergenommen. Möge soviel treue Liebe und Sorge, die der edle Bischof seiner Gründung, unserer Leogesellschaft, zugewendet hat, ihr segenbringend bleiben für alle Zeit!

Naturandacht.

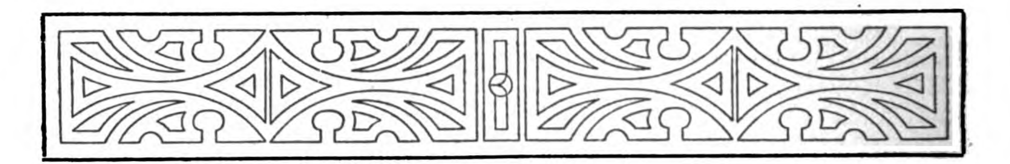
Von Ilse Franke-Oehl.

O du blausamtner Himmel,
Du spiegelnder See,
Du schimmernde Bläue,
In der ich vergeh'!

O du heiliges Schauen,
Dankselige Lust,
Du einende Liebe
In ahnender Brust, —

O ihr schlummernden Kräfte
In allem, was strebt, —
In ewiger Andacht
Umarm' ich, was lebt.





Die Aufgaben der Zentralmächte in Ostasien.

Von Erzabt **Norbert Weber** von St. Ottilien.

Es ist ein ergreifender Satz, den ein moderner Schriftsteller in einer Kriegsbetrachtung niederschreibt: „Dieser Krieg, der die Felder mit zermalmten Leibern der Menschen nährt, wird ein auf das tiefste erschütterte Europa zurücklassen" (Paquet, Der Kaisergedanke, S. 29). Ist das der Boden, auf dem die europäische Kultur neue, frische Triebe treibt, Triebe, deren Früchte in ferne, fremde Länder fallen sollen, dort den Segen einer neuen Kultur aufsprossen zu lassen? Oder stehen wir unter den Schauern dieses Weltkrieges wie gebrochen am Grabe der abendländischen Kultur und sinnen nach über die Worte, die in ähnlicher Situation der sterbende Li Hung Chang, der große Vizekönig von China, als die letzten in sein Tagebuch geschrieben? Oftmals war er von seiner Kaiserin, der energischen Tze Hsi, aller Ehren beraubt worden, die ihm sein unermüdeter Eifer, sein unerschrockenes Eintreten für das Reich und die kaiserliche Dynastie eingetragen hatte; immer wieder war er gerufen worden in den Zeiten der größten Not. Und nun, nachdem die Westmächte vereint den Boxeraufstand niedergeworfen hatten (1900), sollte der vom ganzen Ausland geachtete und geliebte Diplomat als altersschwacher Greis von 80 Jahren einen glimpflichen Vertrag von den Vertretern der Mächte zu erlangen suchen, hinter denen die siegreichen Heere standen. „Ich fürchte, die Aufgabe, die vor mir liegt, ist für meine Kräfte zu groß; und doch möchte ich etwas tun, ehe ich die Schlacht meines Lebens beendigt habe. Ich möchte, daß die Fremden noch einmal an uns glauben; ich möchte die alte Kaiserin in ihren Palast zurückführen und sie fragen, ob sie aus all dem eine Lehre genommen hat" (Memoiren von Li Hung Chang, S. 204).

Wenige Jahrzehnte haben genügt, um dem kulturstolzen Ostasien nicht bloß eine Achtung vor der Kultur des Westens abzunötigen, sondern sie zu veranlassen, mit Liebe und Vertrauen sich ihr zu nähern. Gleich einer Maschine, die langsam in Gang kommt, begann ein Räderwerk ineinander zu greifen, das den kulturellen Einfluß bis in den fernsten Osten trug. Und immer rascher wurde der Gang, fast zu rasch, wie in den unvorbereiteten Umgestaltungen Chinas. In freudiger Erwartung stand Europa da; hoffend schaute der christliche Gedanke nach dem Osten. Da greift ein Riese in das arbeitende Räderwerk und stellt seine Pleuelstange auf den toten Punkt. In krachendem

Erzittern steht die Maschine still. Die im Dampfkessel gespannte Kraft tobt und tost. Entweder macht sie sich frei durch eine vernichtende Explosion, in der alles in Trümmer geht, oder aber mit gewaltigem Ruck, indem der ganze Koloß erbebt, überwindet sie den toten Punkt und arbeitet mit um so größerer Energie weiter, als sich die gewaltsam gefesselten Kräfte wieder betätigen können.

Das heraufziehende 20. Jahrhundert hat wie mit leuchtender Fackel in die nach allen Seiten erschlossene Welt hineingezündet und gezeigt, daß diese groß genug ist, um außer England auch noch anderen Weltmächten Raum zu geben. Wie ein Leuchtturm steht dieses da, den heranwachsenden großen Nationen den Weg zu weisen hinaus in die Welt, wo sie ein Anrecht, ja eine Pflicht haben, an der Gestaltung der Völker und der Völkerkarte mitzuarbeiten. Die Zeit scheint uns kurz, seit sich der Knoten geschürzt; und schon sollen im schauerlichen Drama des Weltkrieges die Würfel fallen.

Damit, daß die Völker der Erde in innige Fühlung zueinander getreten sind, hat sich die *kulturelle Einwirkung* in konzentrischen Kreisen immer tiefer und tiefer nicht allein in die interessanten Naturvölker wilder Erdteile vorgeschoben, sondern auch hinein in jene gewaltigen Völkermassen, die hinter unübersteigbaren Mauern ihre vieltausendjährige Kultur vor Beeinflussung von außen gehütet hatten. In stummem Schrecken hören sie den Donner der Kanonen, die im Pulverdampf alles Kulturstreben ersticken.

„Die Ausbreitung der christlichen Problemstellung durch *die Mission* hat jene geistige Krisis vorbereitet, die heraufkommt durch den Zusammenstoß der europäischen und asiatischen Welt und die von manchen als eine Krisis des Christentums bezeichnet wird. Wäre es da noch zu früh, anders als in tiefer Spannung dem Kommenden entgegenzusehen, jetzt, wo aus den unverbrauchten Kräften des großen Morgenlandes eine ungeheure Prüfung und Bewährung der geistigen Werte zu erwarten ist? Wir wissen nur, daß jenen Völkern, die am stärksten von den Gefühlen einer kosmischen Verantwortung ergriffen sind, die Aufgabe vorbehalten ist, den Prozeß des geistigen Lebens der Menschheit zu fördern und eines neuen Führers auf diesem Wege zu harren" (Paquet, S. 105). Der Krieg hat ein gebieterisches Halt gerufen.

Dieser Führer aber ist — es klingt wie ein absurder Widerspruch — der Krieg; der Krieg, der mit wilder Macht eingegriffen hat in den glücklichen Gang der Ereignisse, in denen die Völker sich fanden und untereinander ihre Kulturgüter austauschten; der Krieg, der unersetzbare Kulturwerte zerschlägt; der Krieg, der die segensvollen Arbeiten, wie sie die Mission in Mühe und Schweiß aufgerichtet hat, niedertritt. Und doch; es ist der Krieg mit seinem blutigen Feldgeschrei zugleich ein Weckruf an die Zentralmächte. Er *fordert sie auf zum ernsten Ringen nach einer entscheidenden Machtstellung, er ermuntert sie zum unverzagten Eintreten für die abendländische Kultur, er ruft sie auf*

zu einem neuen Weltkrieg, in dem die Welt dem christlichen Gedanken erobert werden soll.

Langsam, langsam ist der Schritt, mit dem die Geschichte großer Nationen vorwärts schreitet. Wie viele Jahrhunderte brauchten die Deutschen für den Weg zur staatlichen Einheit bei ihrem Aufstieg zur Großmacht, rascher, kühner war der Schritt hinaus in die Welt, empor zur Weltmacht. Menschenalter hindurch zögerte Österreich, ehe es sich dem Orient entschlossen zuwandte, wo ihm seine geschichtliche Aufgabe schon in den mittelalterlichen Jahrhunderten vorgezeichnet war. Jetzt stockt der Schritt oder vielmehr, er setzt an zum gewaltigen Sprung.

Eherne Mauern umschließen die beiden verbündeten Mächte. Deutschland ist abgeschnitten von dem Anteil an der Welt, den es sich im ehrlichen Ringen erworben hat. Es soll abgeschnitten bleiben und zurückgedrängt werden in den bescheideneren Rahmen einer Großmacht und sich dort für immer begnügen mit der „Saturiertheit" an Länderbesitz, mit der sich ja auch ein Bismarck zufrieden gegeben hatte. Allein, Naturkräfte lassen sich nicht eindämmen, nicht in Fesseln legen. Eine fünfundzwanzigjährige Entwicklung, in der sich Deutschlands erstes Weltmachtstadium herausgewachsen hat, hat bewiesen, daß Weltluft und Weltmeer zum deutschen Lebenselement gehört.

Der Weltkrieg ist für Österreich-Ungarn die Entscheidungsstunde. Es muß als Weltmacht die Walstatt verlassen. Von dieser Stunde an ist auch sein Platz draußen in der Welt als Weltmacht „mit kolonialem Territorium und einem erheblichen Anteil an der Weltwirtschaft, ausgerüstet mit der entsprechenden politischen und militärischen Macht, seinen Einfluß auf die öffentliche Meinung der kleineren Völker und ihrer Regierungen zu stützen" (Spahn, Im Kampf um unsere Zukunft, S. 15).

Es ist nicht meine Sache, Kriegsziele zu nennen, die etwa in territorialen Erwerbungen ausgedrückt werden können. Auch zukünftige Kolonien selbst nur anzudeuten, steht mir nicht zu. Aber wenn die Zentralmächte nicht ihre Weltmachtstellung behaupten, beziehungsweise sich erkämpfen, dann ist das viele, viele Blut, das sie dieser Krieg schon gekostet, nutzlos geflossen, dann sind seine unsäglichen Opfer umsonst gebracht.

Vielleicht wäre ja Deutschland dieser Krieg erspart geblieben, hätte es nicht durch sein Erscheinen auf dem Weltmarkt den Neid Englands gereizt, wäre es vielmehr so selbstzufrieden geblieben, wie es aus dem Kriege des Jahres 1870 hervorgegangen war. Aber hätte es dann Österreich, das diesem Krieg wohl nie ausweichen konnte, in einem solch starken Zusammengehen helfen können, wie es jetzt die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zieht? Mit dem ersten Anstoß zur Weltmachtentfaltung dehnte sich der deutsche Handel in immer weitere Fernen und der Handel trieb die deutsche Industrie und brachte Rohstoffe heim und vor allem Geld. Nur der Handel konnte der stetig wachsenden Bevölkerung Deutschlands eine glückliche Heimat schaffen; ohne ihn mußten die seit jenen Jahren zugewachsenen 25 Millionen

sich eine neue Heimat jenseits des Meeres suchen. Der Handel hatte sich aber auch in rasch aufsteigender Linie bewegt. Schon 1880 betrug sein Umsatz (2·95 Milliarden Ausfuhr, 2·86 Milliarden Einfuhr) 5·81 Milliarden. 10 Jahre später war er (4·37 bezw. 5·78) um 4·34 Milliarden gewachsen. Und wieder 10 Jahre später haben wir bereits eine Ausfuhr von 6·68 Milliarden und eine Einfuhr von 8·20 Milliarden, also eine weitere Zunahme des Gesamthandels um 4·73 Milliarden. Dabei bildet das Überwiegen der Einfuhr gegenüber der Ausfuhr einen klaren Beweis des sich steigernden Nationalvermögens.

Wenn wir die Phasen des englischen Handels dagegenhalten, der sich von (9·38 Einfuhr, 5·94 Ausfuhr) 15·32 Milliarden des Jahres 1900 auf (10·88 Einfuhr, 7·71 Ausfuhr) 18·59 Milliarden im Jahre 1909 bewegt hat, so begreifen wir, wie England in dem rasch sich vermindernden Abstand ernstlich für seine Stellung zu fürchten begann, wie aber auch das deutsche Ansehen auf dem Weltmarkt von Jahr zu Jahr zunahm.

Große Kriege waren für die siegenden Völker noch immer der Wendepunkt, an dem die nationale Kraft sich entfaltete; und jedesmal kam eine rasche Bevölkerungszunahme dem glücklichen Aufwärtsstreben zu Hilfe. Deutschland wird in den Jahren nach dem Kriege mit jugendlicher Frische weiterwachsen gleich einem Baum, der zugeschnitten wurde. Darum muß sich, diesen Zuwachs zu nähren, auch der Umsatz, der Handel sich mehren; es müssen sich neue Absatzgebiete auftun. Soll diese physische Entwicklung der Nation nicht unterbunden werden, dann wird sich auch Österreich-Ungarn nach frischen Quellen umsehen müssen, an denen sich die natürliche Volkskraft erhält.

Wir schauen absichtlich über Ziele, die uns vielleicht näher dünken, hinweg, hinaus in die weitesten Fernen, an die Grenzen der Welt. Dort in Ostasien, speziell in China, das, wenn nicht alle Zeichen trügen, durch die herrschsüchtigen Gelüste Japans ebensosehr uns nahe gerückt wird, als Japan in seiner Ränkesucht und seinem Undank das unverdiente Vertrauen verscherzt hat, das wir ihm geschenkt hatten; dort in China, das mit seiner Bevölkerung von über 400 Millionen eine ungeahnte Aufnahmefähigkeit für den Handel darstellt, dort tut sich ein gewaltiges Gebiet auf, das wir nicht ausschließlich der Gewinnsucht Englands und Amerikas zu überlassen brauchen.

Doch da höre ich bereits den Vorwurf: „Man kann, ohne das Näherscheinende außer acht zu lassen, behaupten, der europäische Krieg zwischen den europäischen Reichen gehe letzten Endes um die noch ungeraubten Reichtümer der Erde, um die Märkte Chinas und der Türkei. Vielleicht hat gerade dieser Umstand, der in anderen Worten bedeutet, daß alle außereuropäischen Rassen dieser Erde unsere stummen Zuschauer bei diesem Kampfe sind, die geistige Ebene dieses Krieges so sehr ins Kannibalische herabgedrückt. Trotz den Missionen und trotz vereinzelten gelehrten Berührungen ging ja das Streben der weißen Völker noch niemals ernstlich um die Seelen all der fernen, für gering



geachteten Heiden; und nun zum erstenmal kommen wir ihnen nahe in dieser beispiellosen Erniedrigung, die einer dämonischen Hohngrimasse wohl würdig ist" (Paquet, S. 26). — Ist die Anklage berechtigt? Trifft sie auch uns? Mir will scheinen, daß sie nicht einmal für England und Amerika trotz des stark ausgeprägten materialistischen Strebens in ihrer allgemeinen Fassung zutrifft. Und wir vollends dürfen, wenn wir die letzten 30 Jahre unserer Geschichte zurückblättern, freien Blickes erklären, daß wir unsere jugendliche Weltmachtstellung anders, tiefer, verantwortungsvoller aufgefaßt haben, daß wir unter Kulturarbeit nicht bloß Nehmen und Ernten verstanden und verstehen, sondern vor allem eine Arbeit in Mühe und Schweiß, eine Aussaat, deren Früchte in erster Linie jenen fremden Völkern zugute kommen.

Freilich, wir dürfen, ja wir müssen vom nationalen Standpunkt aus auch nach materiellem Gewinn für uns, für unsere Heimat trachten; die Pflicht der Selbsterhaltung nötigt uns dazu. Wir brauchen uns dabei nur von jenem Axiom frei zu halten, das ein gewissenloser Handel aufstellt: Gewinn um jeden Preis, auch um den Preis höherer, höchster Güter, wenn andere Völker diesen Preis zu zahlen haben. Wie bitter wird Li Hung Chang, wenn er des von England aufgezwungenen Opiumhandels gedenkt. „Ich weiß, daß durch diese Sucht nach Geld, daß durch diese kaufmännische Aufdringlichkeit Englands gegen China Millionen unglücklicher Chinesen noch tiefer erniedrigt werden; kräftige Männer und Frauen wurden arme Landstreicher und tief gesunkene Verbrecher; Hunderttausende sind zum Selbstmord geführt worden. Und das alles, damit Indien gedeihen möge, und das alles, damit der britische Handel in den chinesischen Häfen blüht; das alles, weil Gold und Land in den Augen der britischen Regierung mehr wert sind als die menschlichen Körper eines schwachen Volkes" (a. a. O., S. 226)... „England, das stolze, mächtige, reiche England mit seinen großen Heeren, seiner Marine und seinen bedeutenden Männern ist beschämt und mit Schmach bedeckt wegen dieses Verbrechens mit dem indischen Mohn" (S. 228). Und wie ein Fluch kommt es über seine Lippen: „Schande, Schande auf dieses große England! Nicht als ein Freund kommt es zu uns, sondern mit einem Schrei nach Gut und Blut und mehr; das Leben von ungezählten Tausenden versenkt es tief in den verfluchten Abgrund jenes Trankes, den sie so schamlos bieten" (S. 233).

Aber sollte nicht auch ein ehrlicher Handel den weiten Weg über das Weltmeer lohnen? In Tsingtau war es der deutschen Regierung durch einen anderen Opiumkrieg, durch einen Krieg *gegen* das Opium, gelungen, daß im Jahre 1912 alle Händler ihre Läden schließen mußten. Im ganzen Pachtgebiete war kein Opium mehr vorhanden. Und deutsche Energie und Redlichkeit, die auf den schnöden Gewinn verzichtete, übt eine kräftige Rückwirkung auf das ganze Schangtung-Gebiet aus (vgl. Schweitzer, China im neuen Gewande, S. 155). Dabei hatte sich der Handel in Tsingtau in den ersten zehn Jahren von 3 Millionen zu einem Umsatz von 120 Millionen empor-



gearbeitet (Rohrbach, Deutsche Kulturaufgaben in China, S. 59). Der rege Handel, der über Honkong und Schanghai uns mit dem Reiche der Mitte in Verbindung hält, öffnet ein noch viel ergiebigeres Arbeitsfeld.

China kann den Zentralmächten einen großen Teil von den Bedürfnissen an Rohstoffen decken, die sie in ihren Heimatländern nicht oder nicht zur Genüge vorfinden, wie Kohle, Seide, Eisen. Wir selbst können und wollen weniger mit unserem Geld diese Rohstoffe bezahlen, noch auch haben wir Bodenprodukte in solcher Fülle, daß wir diese an ihrer Statt ausführen könnten. Wir müssen darum die Rohstoffe selbst durch unsere Industrie umwerten und deren Erzeugnisse mit reichem Gewinn auf den Weltmarkt werfen. Der Gewinn bleibt der Heimat, nicht zuletzt der arbeitenden Bevölkerung, der damit der Weg gezeigt ist, wie sie sich in der Heimat redlich nähren kann.

Vielleicht macht China — vielleicht ganz Asien — den Versuch, sich des fremden Einflusses wieder zu entledigen, sich wieder hinter die chinesische Mauer zurückzuziehen. Die Einigkeit der europäischen Staaten, die für einen Augenblick im großen, weitgefaßten Interesse der Kultur ihre gegenseitige Eifersucht zurückzudrängen vermocht hatten, hat den widerstrebenden Osten gezwungen, dem europäischen Handel die Tore zu öffnen. Wenn jetzt Ostasien die Situation benutzt, um die Tore wieder zu schließen, durch die die Fremden eingedrungen sind, dann wäre diese Strafe hart, aber sie schiene wohlverdient. Aber vielleicht ringt sich doch China durch zur Erkenntnis, der sein großer Vizekönig Ausdruck verlieh, wenn er während der Boxerwirren schrieb: „Ich habe unzähligemal versucht, dem Thron die Überzeugung zu geben, daß China nichts gewinnt, aber alles verlieren kann, wenn es sich den Fremden widersetzt. Es ist auch ganz unmöglich, sie zu vertreiben, und schließlich, was das Wichtigste ist, wir würden nach vielen Richtungen ärmer werden, wenn die Fremden ganz fortzögen, sei es freiwillig oder nicht" (Li Hung Chang, S. 185). Jedenfalls, wenn für irgend eine Nation, so sind die Aussichten für die Zentralmächte am günstigsten, soweit die inneren Verhältnisse in Betracht kommen; „denn mit der Erkenntnis, daß Deutschland die dem chinesischen Staatswesen am wenigsten gefährliche Macht ist, ja daß es im Gegenteil ein erhebliches wirtschaftliches und auch politisches Interesse an einem starken China hat, wächst in Peking naturgemäß die Neigung, die notwendigen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zum Abendlande durch die Vermittlung Deutschlands zu pflegen" (Schweitzer, a. a. O., S. 214). Die äußeren Verhältnisse sind freilich etwas anders gelagert:

Amerika, dem alles „Geschäft" ist (Li Hung Chang, S. 160), auch der Krieg, weiß diesen auszunutzen. Es sucht, nachdem die Fäden, die China mit Europa verknüpft hatten, zerrissen sind, den Handel vollends auf den Weg über den Stillen Ozean zu drängen, jenes Amerika, das durch seine Munitionslieferungen uns vielleicht mehr geschadet hat, als wenn es mit offenem Visier gegen uns gezogen wäre, Amerika, das vor der Geschichte und vor Gott den Tod von Tausenden und

Abertausenden Deutscher und Österreicher zu verantworten hat. Aber gerade deswegen wollen wir ihm Ostasien und die Vorteile, die es bietet, nicht unbeachtet und unbesehen zur alleinigen Ausbeutung überlassen.

England und Amerika haben mit dem ihnen eigenen Geschick schon längst herausgefunden, daß Ostasien sich zu einer ergiebigen Goldgrube ausbauen läßt. Darum hat es der materialistische anglo-amerikanische Geist nicht verschmäht, kulturelle Kräfte in den Dienst seines stark betonten wirtschaftlichen Strebens zu stellen, und zwar in einer Großzügigkeit, die uns zum Vorbild dienen könnte. In der klaren Erkenntnis, daß der Handel der Sprache folgt, hat die englische Regierung schon im Jahre 1861 in Honkong das „Queen College" gegründet, das seinen mehr als 1500 Schülern die englische Handelssprache beibringt und damit das Band knüpft, womit der Handel Chinas nach England geleitet wird (Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft, S. 72). In der Folgezeit zeigt die Zahl der Schulgründungen gleichsam den Hochstand an, bis zu welchem der stetig wachsende Einfluß Englands in Ostasien anschwoll.

In der gleichen Berechnung hatte Amerika seine ganze Kraft auf dem Gebiete der Schule eingesetzt, bald in heißem Wettbewerb mit England um das Übergewicht, gar oft aber auch in einheitlichem Zusammengehen besonders dann, wenn die englischen und amerikanischen Missionen mit ins Interesse hereingezogen wurden. So hatte sich im Jahre 1908 die Grundsteinlegung zu der großen „Protestantischen Universität" in Weihsien (Provinz Schantung), also in unmittelbarer Nähe des deutschen Pachtgebietes Kiautschou, vollzogen. Die Mission der amerikanischen Presbyterianer und die englischen Baptisten übernahmen zusammen die Leitung und sorgten für die Zusammensetzung des Lehrkörpers, zu dem auch Nichtmissionäre herangezogen wurden. Rockefeller gab das Geld, indem er für 10 Jahre einen jährlichen Beitrag von 600.000 Mk. zusicherte (Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft, S. 67). Auf ähnliche Weise sind nicht weniger als fünfzehn englisch-amerikanische Universitäten entstanden, vor deren Ansehen die deutsche Hochschule in Schanghai und die Universität in Tsingtau fast verschwinden.

Wie hoch der englisch-amerikanische Geist den Wert der Schule einschätzt, bringt er wohl nirgends klarer zum Ausdruck als in zwei markanten Verträgen, die sich aus den Boxerwirren ergeben hatten. China sollte all den Schaden gutmachen, den die Rebellen angerichtet hatten; u. a. hatte es auch die zerstörte englische Mission in Tai juenfu in Schansi wieder aufzurichten. Der Schaden war auf anderthalb Millionen Mark geschätzt worden. Statt dieser Summe übernahm die chinesische Regierung die Verpflichtung, für zehn Jahre eine jährliche Subvention im Betrage von 150.000 Mk. zu entrichten, und zwar für eine Hochschule, die mit staatlicher Anerkennung und vollen staatlichen Rechten ausgestattet wurde (Schwager, Die brennendste Missionsfrage, S. 39). Noch weitsichtiger handelte die amerikanische Regierung. Sie gibt von der aus dem Boxeraufstand entstandenen



Entschädigungssumme jährlich 750.000 Mk. an China zurück. Dafür soll China alle Jahre 80 junge Leute nach Amerika zum Studium senden und eine in Peking zu diesem Zwecke errichtete Vorbereitungsschule unterhalten. Diese ist für etwa 500 Schüler berechnet, und unter dem Lehrpersonal erscheinen auch 10 männliche und 8 weibliche amerikanische Lehrkräfte (Schwager, a. a. O., S. 40).

Solche Erscheinungen zwingen Rohrbach (Deutsche Kulturaufgaben, S. 41) das Geständnis ab: „Das, was Amerikaner und Engländer tun, um in diesem entscheidenden Augenblick Einfluß auf die Umformung des chinesischen Wesens zu gewinnen, um die kommende Neugestaltung der chinesischen Kultur so weit wie möglich dahin zu drängen, daß sie sich zu einer Filiale der englischen Kultur entwickelt, das ist wirklich imponierend und bewunderungswürdig. Mit jenem praktisch-politischen Scharfblick und mit jener entschlossenen nationalen Opferwilligkeit, die wir an den Angelsachsen mit einem schmerzlich-neidischen Empfinden bewundern müssen, haben sie den springenden Punkt für die Beeinflussung der chinesischen Staats- und Kulturform gefunden: die Organisierung des Unterrichtswesens."

Der entscheidende Angriffspunkt auf China und seine kulturelle Beeinflussung liegt im Unterrichtswesen. In ihm hat ja auch die Reformbewegung Chinas eingesetzt, welche die gewaltige Umwandlung zur Folge hatte.

Die Schule nach europäischem Muster war es gewesen, die die unvermutete Aufwärtsbewegung Japans eingeleitet hatte. Erst war sie den gespannt abwartenden Völkern des Ostens ein unverstandenes Experiment; kaum aber hatte sich der nationale Gedanke Japans in der Schule verjüngt, alle Fibern des Volkes elektrisiert und sich im Zusammenstoße mit Rußland erprobt, da ward mit einem Male die Volksbildung der leuchtende Stern, der im ganzen Osten die Richtung des Kulturstrebens angab.

In der kurzen Zeit, bis wieder einmal die endgültige Entscheidung fiel, suchte selbst das kleine Korea sein Heil in der Schule und in der geistigen Hebung des Volkes. Es erhoffte daraus seine Freiheit und Unabhängigkeit. Es war zu spät. Japan hatte den Vorsprung auszunutzen verstanden — auch China gegenüber, wo im Verlaufe der ersten Entwicklungsphase nur das alte Prüfungssystem und mit ihm der Kaiserthron zusammenbrach. Dort war ja das auf der Lehre des Konfuzius aufgebaute Schulgebäude die Stütze des Thrones gewesen und der Kaiser war bis dahin der interessierte und berufene Beschützer der uralten, mit dem Konfuzianismus verwobenen Traditionen.

Wollen nicht auch wir den lebendigen Gedanken aufgreifen und zur Neubelebung dieser in einer vieltausendjährigen eigentümlichen Kultur erstarrten Menschenrasse auswirken lassen? Was England kann, was Amerika kann, das können doch auch wir; wir, die wir in unserer Heimat das am vollkommensten durchgebildete Schulwesen haben. An ihm sind wir zu der siegreichen Geistesgröße emporgekommen, der wir nach Gott den Sieg in dem furchtbaren Ringen

um die Erhaltung unseres Volkslebens verdanken. Soll der Dank sich nicht dadurch ausdrücken, daß wir anderen vermitteln, was uns selbst groß und glücklich gemacht hat?

Wenn die Völker der Erde durch die große Idee der Menschheitsfamilie zusammengeschlossen sind, dann hat wohl ein höherstehendes Volk die Pflicht, dem in der Tiefe versinkenden die Hand zu reichen, um es emporzuziehen, die Pflicht, seine Kulturgüter unter die ärmeren Kinder der einen großen Völkerfamilie auszuteilen. Das Völkermorden im gegenwärtigen Weltkriege klingt ja freilich wie ein Hohn auf diese schöne Idee. Doch es wird wieder Friede werden und dann, dann ist es an den Zentralmächten, das Ansehen der christlichen Kultur wieder zu Ehren zu bringen. Oder wollen wir etwa warten, bis Rußland sich vom unerschütterlichen Westen wieder dem Osten zuwendet, Rußland, dieser traurige europäische „Kulturstaat", der es nicht einmal als Schmach empfand, als die stolzen Japaner ihre russischen Kriegsgefangenen in die Kunst des Lesens und Schreibens einführten.

Was Leben hat, entwickelt sich organisch. Riesengebilde wie das chinesische Reich müssen erst recht eine organische Entwicklung durchmachen. Die geistige Neugestaltung muß nach und nach die Volksschichten durchdringen. Japan mit seinem ungesunden Entwicklungsprozeß aus einem hermetisch abgeschlossenen Reich in einen Industriestaat steht in seiner bitteren nationalen Armut als ein Menetekel am fernen Ostrand der Welt. Besser, glücklicher müßte ein Volk sich neu umbilden, wenn die Volksmassen statt der modernen Fabrik dem gehobenen Gewerbe und dem rationellen Ackerbau zugeführt würden.

Fürst Ito, der große japanische Staatsmann, hat wohl im eigenen Lande zu gut den verfehlten kühnen Sprung erkannt und deswegen im annektierten Korea der Hebung der Landwirtschaft ein besonderes Augenmerk gewidmet und durch Errichtung einer herrlichen Gewerbeschule in der Hauptstadt Seoul dem sprunghaften Wandel, der auf den Fabrikbetrieb zielt, vorzubeugen gesucht.

Auch wir Benediktiner haben in Seoul eine Handwerkerschule errichtet. Sie hatte sich in den Jahren vor dem Kriege prächtig entwickelt und die volle Anerkennung der japanischen Regierung erworben. Diese sieht darin eine dankenswerte Mitarbeit an einer gesunden Volksentwicklung. Jetzt freilich müssen wir suchen, sie über die schwere Zeit des Krieges hinüberzuretten. Dann soll sie sich weiter entfalten, um möglichst vielen Koreanern einen festen Boden unter die Füße zu geben.

Und drüben in China, draußen vor Schanghai, ist eine herrliche Kulturstätte, von jedem Reisenden besucht, dessen Schiff nur einige Stunden vor Anker liegt: Zikawei, die Handwerkerschule der Jesuiten, in der 800 Waisenknaben und 1600 Waisenmädchen unterrichtet werden.

Zwei Handwerkerschulen im weiten Osten! Über gegenseitige Konkurrenz haben sie sich wohl nicht zu beklagen.



Ein immenses Brachfeld liegt vor uns, die wir durch ein Mittelalter hindurch das Handwerk gepflegt und großgezogen haben. Wollen wir es nicht hinübertragen in jene Länder, ehe die unersättliche Maschine auch unser Können verschlungen hat? Dort unter jenen Hundert-Millionen-Völkern gibt es noch Hände, die sich nach Arbeit ausstrecken, damit sie nicht im Hunger erschlaffen. Wir haben wohl keine Ahnung, wie der Hunger unter solchen Volksmassen wütet. Da wäre die Erziehung zur Arbeit eine Kulturtat. „Wenn ich heimkomme," so schreibt Li Hung Chang, überwältigt von dem, was er in Deutschland gesehen, „werde ich mir zur Pflicht machen, überall die Künste und Handwerke des Westens zu fördern" (Memoiren, S. 133). Es ist dies eine Aufforderung an uns.

Der überfeinerte Franzose, der Engländer, der seine Latifundien verwildern läßt und lieber den Gewinn des Handels einstreicht, wird nicht Hand anlegen wollen an ein solches Kulturwerk, das arbeitsame Hände sucht. Und Rußland wird, so sehr es auch in unergründlicher Ländergier seine Hände nach dem Osten ausstreckt, eher den Fluch zu bringen imstande sein, der auf dem eigenen Lande lastet. „Lebt doch der russische Bauer schon seit Jahren in einem großen Teil des Reiches in einem Zustande dauernder Unterernährung, deren Folgen von Jahr zu Jahr deutlicher und verhängnisvoller sich äußern. In diesen Gebieten ist die Sterblichkeit doppelt so groß als in Deutschland" (Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern, S. 103). „An der unnatürlichen Überspannung der Getreideausfuhr, die zur Deckung der Staatsschulden notwendig ist, geht der Bauer zugrunde, weil er das Brot und das Korn verkaufen muß, von dem er und sein Vieh leben sollen. Die Steuereintreibung sofort nach der Ernte zwingt ihn, seine Nahrung zu verkaufen. Darüber packt ihn der Hunger, wird die Erschöpfung des Bodens zum äußersten getrieben und vermindert sich der ohnehin seit Jahren ungenügende Viehstand der Landwirtschaft" (Rohrbach, a. a. O., S. 105).

Noch eine Kulturarbeit, Volksnot zu lindern, harrt im fernen Osten unser. Ihre Kraft hat sich im gegenwärtigen Krieg bewährt. Dank unserer **Hygiene und unserer Medizin** haben wir die drohenden Seuchen von unseren heimatlichen Gauen ferngehalten und Hunderttausenden unserer Verwundeten Heilung gebracht, die einem Siechtum oder dem Tode anheimgefallen wären. Wäre es nicht der beste Dank für den Segen, der uns aus der medizinischen Wissenschaft geworden ist, wenn wir ihn weitertragen wollten, damit auch andere Völker durch sie glücklich werden?

Ich hatte reichlich Gelegenheit, auf dem Gebiete der Medizin den Spuren der chinesischen Gelehrsamkeit zu folgen. Schon in Schanghai war ein chinesischer Zahnarzt auf unser Schiff gekommen und hatte als Empfehlung sein verrostetes Instrumentarium vorgewiesen. Mit Asepsis und Antisepsis brauchen sie sich nicht abzumühen; sie glauben ja an keine Ansteckung. Der Tiefstand der hygienischen Maßnahmen gegen die immer wiederkehrenden Epidemien ist der

traurige Beweis hiefür. Mit Ausnahme von Japan, das der deutschen Medizin Vertrauen entgegengebracht hat und hierin wenigstens bis zur Stunde noch dankbar anerkennt, was es auf Deutschlands hohen Schulen gelernt hat, mit Ausnahme Japans stand der ganze Osten wehrlos da gegen die Pest, die gerade während meiner Reise nach Ostasien 1911 über die Mandschurei hereinbrach. In Korea durfte ich viele Einzelheiten sehen und tiefer in die Geheimnisse chinesischer Medizin eindringen. China hat ja sein Wissen und Können seinem jahrhundertelangen Vasallenstaate nicht vorenthalten:

Die Tjim, fingerlange Nadeln, die zu den verschiedenartigsten, abenteuerlichsten Punktationen dienen; die Moxa, eine Art Räucherkerzchen, aus pflanzlichen Stoffen zusammengepreßt, die auf bestimmten Stellen der Haut angezündet werden und dort, oft unter Zurücklassung tiefer Brandwunden, verglimmen; eine lange Liste wunderlicher Heilkräuter, unter denen die Ginsingwurzel, das Lebenselixier des Ostens, das wertvollste und teuerste ist; bittere, sehr bittere Arzneimittel, wie z. B. Tausendfüßler gegen Herzkrankheiten, Krähenzungen gegen blutige Beulen und dergleichen mehr. Selbst die Schutzpockenimpfung ist bekannt und in Anwendung. Aber auch sie wird, wie vieles andere, nicht selten zum Verderben. In die Nase vorgenommen, führt sie häufig zur Erblindung. Die meisten Blinden, die mir in Korea begegnet sind, trugen als Beweis dieser ärztlichen Behandlung tiefe Pockennarben im Gesichte.

Unsere Medizin hat sich im Kriege erprobt. Sie hat zugleich Tausende, Zehntausende in den Dienst der christlichen Caritas eingestellt. Vielleicht ist manchen in der langen, langen Kriegszeit diese Hingabe an die Leidenden und Duldenden lieb und teuer geworden. Auch nach dem Kriege, wenn die blutenden Schlachtfelder wieder zu grünen anfangen, bleiben noch weite Gelände, auf denen der Tod mit seinem gewaltigen Heeresgefolge von Krankheiten aufzieht und Wunden schlägt. Dort dehnen sich die Saatfelder christlicher Liebe. Und wohl keines geht so in die Weite wie die asiatischen Länder, in denen sich so gewaltige Menschenmassen stauen.

Mit dem Läuten der Friedensglocken wollen wir uns aufmachen zu dieser segensvollen Friedensarbeit.

Eine gefährliche Klippe erhebt sich und stellt sich der Verwirklichung dieser hohen Kulturaufgaben entgegen. Wir sehen vor uns das Vorbild des anglo-amerikanischen Schaffens und seines Erfolges. Durch die weitgehende Heranziehung der Mission erscheint ihre kulturelle Wirksamkeit getragen vom christlichen Geiste. Das Christentum ist im Grunde genommen die Basis der ganzen kulturellen Beeinflussung, die uns hier entgegentritt, mag das letzte Ziel auch noch so sehr auf realen Gewinn und politische Interessen gerichtet sein. „Mit vollkommener Sicherheit haben es Leute wie Roosevelt, Rockefeller und Lord Cecil, haben es die großen und alten englischen Universitäten erkannt, daß der größte Erfolg in der Richtung auf das erstrebte Ziel durch Benützung und zeitgemäße Umgestaltung der vorhandenen



missionarischen Organisationen in China zu erreichen ist. Ideales und reales Verständnis begegnen sich auf jener Seite auch hier in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise" (Rohrbach in „Deutsche Kolonialwirtschaft", S. 107). Wenn derselbe Rohrbach in seinen „Deutschen Kulturaufgaben in China", S. 47, von der deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau sagt, sie verfolge „im deutschen Interesse dasselbe Ziel wie jene Gründungen von amerikanischer und englischer Seite", so mag es befremdend erscheinen, wie die Deutschen dazu kamen, aus dieser Hochschule den christlichen Gedanken offiziell und ausdrücklich auszuschließen, und noch befremdender, daß dieser auffallenden Erscheinung im Interesse der Einwirkung auf das chinesische Volk das Wort geredet wird: „Mit Recht ist die neue deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau auf eine religionslose Basis gestellt worden; ohne das wäre sie nicht lebensfähig gewesen" (Dr. Franke bei Rohrbach, Deutsche Kulturaufgaben in China, S. 31).

Unsere Kultur wird getragen vom Christentum. Auf christlichem Boden hat sie sich entwickelt, auf ihm ist sie groß geworden. Wenn wir sie nach dem Osten verpflanzen, dann müssen wir ihr auch dieses fruchtbare Erdreich mitgeben, sonst wird sie verkümmern und verdorren, wie ein Edelreis, das man auf sterilem Kiesboden aussteckt.

Es möchte für einen Augenblickserfolg, für eine flüchtige Annäherung des neuerungssüchtigen Jungchina opportun erscheinen, den christlichen Gedanken völlig aus dem Kulturwerk von der Bedeutung einer Hochschule auszuschalten; kulturelle Beeinflussung ist indes doch nicht das rasche Aufflackern einer Illumination, sondern soll sich in einer stetig sich steigernden Dauerwirkung äußern. Wenn die Wissenschaft und das Können des Westens kommen sollte, den Chinesen ihren alten Götterglauben zu zerstören, ihnen Buddha und Konfuzius zu nehmen und an deren Stelle eine gähnende religiöse Leere zu lassen, dann würden sie wohl nur Unheil über das Volk bringen und das Unheil müßte doppelt auf uns zurückkehren.

Es dürfte ja schwer fallen, einem fernestehenden Kulturvolk, dessen Geistesrichtung ganz andere Bahnen eingeschlagen hat, diesen inneren Zusammenhang zwischen der materiellen Kultur und der religiösen Kraft, der sie entsprungen ist und durch die sie fortlebt, klarzumachen, um so schwerer, als zu wiederholten Malen das Christentum vor ihnen verdächtigt wurde, nur der Vorläufer politischer Bestrebungen zu sein. So könnten sich auch wohl die Anfänge, welche die ersten Beziehungen knüpfen, dadurch schwieriger gestalten, daß religiöse Ideen mit den kulturellen Neugestaltungen verwoben werden. Aber Fundamentierungsarbeiten gehen immer langsam und müssen sorgsam ausgeführt werden. Wehe, wenn sie sich überstürzen oder ohne die nötige Vorsicht angelegt werden! Gerade in das Fundament der neuen Kultur, die wir im äußersten Osten einleiten wollen, muß der christliche Gedanke hineingelegt werden, damit es solid werde und den schweren Um- und Neubau eines Vierhundertmillionenvolkes tragen kann.

Wie der christliche Gedanke die entstehende geistige Spannung auszugleichen hat, welche bei der Annäherung des Ostens an den Westen entstehen muß, so hat auch das Gewerbe eine ähnliche Aufgabe. Es soll das durch den Handel einsetzende Schwanken, das nur zu leicht eine soziale Krisis heraufbeschwört, wieder ins Gleichgewicht bringen.

Der Handel geht zu stark nach Gewinn, als daß er gern an der Grenze des Volkswohles haltmachen würde. Es ist für ihn schwer, sich in den Schranken der Rechtlichkeit zu halten, sich mit dem Import von wirklichen Bedürfnissen zu begnügen und beim Export sich ohne Übervorteilung des Volkes, an das er herangetreten ist, mit einem redlichen Gewinn zufriedenzugeben. Der Opiumhandel Englands steht nicht vereinzelt da. Der Schnapshandel hat die Indianer erst ausgebeutet, dann ausgerottet. Er wird mit den Negern der Westküste Afrikas ans gleiche Ziel kommen. Die Tätigkeit des Sklavenhändlers, der sich seine Ware unter den furchtbarsten Greueln zusammenholte, ist nur eine eigentümlich auffallende Art des Handels, der sich eine besondere Ware zur Erreichung seines Zweckes ausgesucht hat.

Die starke Betonung des Handwerkes durch Errichtung eigener Handwerkerschulen mag dem Handel als eine rückläufige Bewegung vorkommen, und es liegt tatsächlich in einer durchgreifenden Hebung und Förderung des Handwerkes eine starke Konkurrenz mit dem Handel. Dieser wird in dem Maße geringeren Absatz finden, als ein Land aus sich selbst gediegene Produkte des Gewerbefleißes hervorbringt.

Aber gerade eine solche Konkurrenz ist notwendig als regulierende Kraft für ein Volk, das sich für eine neue Kultur erwärmt. Das Volk selbst darf nicht zur Maschine werden, die alle ihre Kräfte in den Dienst des Eigentümers stellen muß, sich selbst aber aufarbeitet. Der Handel als solcher wird nie ein unmittelbarer Kulturfaktor werden, mag er auch da und dort in einer Begleiterscheinung zu äußerem Kulturstreben anregen. Er wird wohl Verbindungen knüpfen, wird die höherstehende Kultur in einem empfehlenden Gewande bei den staunenden Völkern einführen, wird den wechselseitigen Verkehr immer enger gestalten, wird durch Anregung neuer Bedürfnisse eine gewisse größere Betätigung der Kräfte auslösen, aber in seiner ganzen Tendenz will er gar nicht Kulturträger sein und wird daher zu einer systematischen Hebung eines Volkes nichts beitragen wollen.

Wir, die wir uns den fremden Völkern nähern, werden den Handel notwendig haben, um durch ihn jene materielle Kraft zu erlangen, mit deren Hilfe wir das tieferstehende Volk zu unserer Kulturhöhe heraufheben können; jenes Volk selbst aber hat, um einen ruhigen, sicheren Entwicklungsgang einzuschlagen, Hebung des Gewerbes nötig. Wir dürfen unsere eigenen Interessen nicht vergessen, aber auch nicht die Kulturpflichten, die wir anderen schulden. Für uns sorgt der Handel; als Kompensation wollen wir den Völkern, die durch den Handel uns dienstbar werden, die wirtschaftlichen und kulturellen Güter bieten, wie sie in der Hebung des Gewerbes liegen.

Indes, selbst eine so tief aufgefaßte und ernste Kulturarbeit würde ebensowenig wie „Weltverkehr und Weltwirtschaft ohne Beziehung zur religiösen Fragestellung den Wert erreichen, der in ihnen steckt, nämlich die Vorbereitung des Menschen auf neue, geistige Zwecke“ (Paquet, S. 165). Die Christianisierung der Welt ist das Endziel der christlichen Kultur. Das Christentum ist ja ihr Ausgangspunkt, ihr Halt und Angelpunkt. Durch die christlichen Missionen sollen die Nationen, die in der Welt aufzutreten und die Völker zu beeinflussen berufen sind, diese hohe Aufgabe lösen.

Weltkrieg und Weltmission! Gegensätze wie Krieg und Frieden!

In einer tragischen, zum Teil frevelhaften Weise ist die christliche Weltmission mit in den Krieg verwickelt, und wie im Kriege Völker zittern und wanken, so ist schon vieles, was die Missionen in jahrzehntelangem Mühen aufgerichtet haben, durch den Krieg zerstampft worden. Ja, „die Arbeit und der Erfolg der christlichen Missionen scheint durch das Unheil, das europäische Völker unter den Augen der ganzen Menschheit übereinander gebracht haben, für immer vernichtet“ (Paquet, S. 191).

Es war ja nicht notwendig, daß England die deutschen katholischen Missionäre aus Kamerun nach dem mörderischen Fernando Po in die Gefangenschaft abführte und ihre Stationen, 11 von 14, in schändlicher Weise in Trümmer schoß. Es war nicht nötig, 35 deutsche Jesuiten von der Universität Bombay gefangen fortzuschleppen. Es war nicht notwendig, die Wilden gegen die Missionäre aufzuhetzen, bloß deswegen, weil es Deutsche waren, die gekommen, ihnen die christliche Kultur und den Segen des Kreuzes zu bringen. Es ist geschehen: ein Verrat an der christlichen Kultur, am Christentum selbst. Und hart ist der Schlag.

Vielleicht noch härter ist die ganze Mission getroffen durch den Schlag, den Frankreich, die „älteste Tochter der Kirche“, stets stolz auf ihr Missionsprotektorat, gegen die Missionen geführt hat. Frankreich hat, wie die Priester der Heimat, so auch die Missionspriester unter die Waffen gerufen, mehr als 2000. Es hat viele Missionen ihrer Hirten beraubt und dort das Missionswerk gestört, vielleicht zerstört.

Gerade Ostasien leidet so schwer unter dieser traurigsten Begleiterscheinung des Krieges, da es hauptsächlich französische Missionäre sind, die dort wirken; und nun hat der äußerste Osten: China, Japan und Korea, an die 400 Missionspriester ins Feld gestellt. In China allein sind nun schon über ein Jahr 300 Missionsgemeinden ihrer Hirten beraubt und schauen hoffnungslos in die Zukunft, die traurig und düster heraufzieht.

Furchtbar wütet der Weltkrieg in der Weltmission. Um so wehmütiger stimmt der Anblick der Verwüstung, je segensreicher sich die Aussaat entfaltet hatte und je freudiger die Hoffnung auf die reifende Ernte stand. Voll zuversichtlichen Erwartens schaute die Mission auf



die Kulturvölker des Ostens, die stolz auf ihre 6000jährige Kultur sich so lange dem Christentum gegenüber abwartend verhalten hatten. Das Dezennium vor dem Kriege konnte als das Aufleuchten eines Gnadensternes gedeutet werden, der immer heller und kräftiger über China emporkam. Der Pulverdampf des Weltkrieges hat ihn verdunkelt.

Was wird der Krieg für einen Eindruck machen? Werden jene Völker wieder einmal irre am Christentum? „Europa nennt uns Barbaren," schreibt eine chinesische Zeitung, „aber es will uns scheinen, daß, wenn die europäische Zivilisation nur Zerstörungswaffen zu schaffen wußte, es besser sei, Barbaren zu bleiben" (Schmidlin, Die christliche Weltmission im Weltkriege, S. 16). Mit dem Scheine der Berechtigung werden sie das Christentum selbst für all die Greuel anklagen, in welche dieser Krieg ausgeartet ist, und werden sich nur um so inniger an Buddha und Konfuzius anschließen, zu ihren alten Gottheiten in Hain und Flur pilgern und vor den Ahnentafeln zu ihren Ahnen flehen, daß sie ihr Land vor der fremden Religion schützen möchten, die solche Menschen erzieht.

Unter solchen Voraussetzungen, wie sie der gegenwärtige Krieg bietet, konnte Japan, das in der Wiederbelebung des Buddhismus ein Mittel zur Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne, der Hegemonie eines mächtigen, großen Japan, sieht, neuerdings mit ernstem Nachdruck an China herantreten mit der Forderung, dort überall nach Gutdünken buddhistische Tempel errichten zu dürfen. Wenn China dieses Ansinnen zunächst zurückstellt (vgl. Schmidlin, S. 95), so ist diese Haltung Chinas ein Hoffnungsstrahl, der die Mission über die augenblicklichen Wirrsale hinweg auf die Zukunft vertröstet.

Andere Erscheinungen kommen gerade recht, den sinkenden Mut und das ersterbende Vertrauen wieder zu beleben, das der Krieg aufs tiefste erschüttert hat. „Die Missionen sehen sich der Tatsache gegenüber, daß die Abneigung gegen sie in den gebildeten Klassen und beim Beamtentum Chinas heute tiefer geht denn je", schreibt Rohrbach in seinen Deutschen Kulturaufgaben (S. 28). Und doch, wie mancher der chinesischen Männer, die in ihrer Stellung und in ihrem Ansehen, in ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Reichtum wie auf hoher Warte vor ihrem Volke stehen, mag gleich einem Li Hung Chang durch stilles Beobachten aus einem abgesagten Feind des Christentums (Memoiren, S. 62) zu einer gerechten Würdigung, ja zu einer gewissen Bewunderung des christlichen Gedankens und noch darüber hinaus sich durchgerungen haben. Ein Juanschikai wird wohl kaum die Lehre des Konfuzius verlassen; aber er hat doch schon im ersten Jahre der chinesischen „kaiserlichen Republik" durch einen Erlaß den christlichen Bekennern die weiteste Freiheit zugesichert und unter seinem Einflusse hat sich die Regierung durch ihre Vertreter an christlichen Feiern beteiligt (Paquet, S. 178). Juanschikai war es, der den Erzbischof von Peking, Monsignore Jarlin, zu Anfang dieses Jahres mit all den Ehren empfangen hat, die dem Gesandten des Papstes als eines souveränen Herrschers gebühren. Und eben jetzt, mitten im Kriege,

kann der „Osservatore Romano" die Bekehrung des chinesischen Ministers des Äußern, Lou-Tseng-Tsiang, melden.

China bleibt oder wird nach dem Kriege erst recht das Feld, dem die Vollkraft der katholischen Mission sich zuwenden muß. Über 400 Millionen Menschen von hoher politischer und kultureller Bedeutung drängen sich dort zusammen. Sie dem Christentum näherzurücken, zuzuführen, das müßte der Erde eine neue Gestaltung geben; das wäre nach fast zwei Jahrtausenden, die das Christentum suchend und rettend durch die Menschheit gezogen ist, ein Jubel für die Kirche, das wäre die beginnende Verwirklichung jener begeisternden Erwartung, welche sich in den Jahren vor dem Kriege herauskristallisiert hat: die Bekehrung der Welt in dieser Generation.

Auf der Edinburger Missionskonferenz wurde dieses Wort geprägt. Aber soll die Welt protestantisch werden? Und doch, gerade nach dieser Richtung zieht sich mit dem Aufmarsch der europäischen Völker zum Weltkrieg eine neue Gefahr für den Osten Asiens zusammen. Bis vor dem Krieg hat die katholische Mission, in Japan und Korea von dem andringenden amerikanischen Protestantismus bereits weit überholt — Japan hatte schon 1912 90.496 Protestanten und nur 70.582 Katholiken, von denen allein 30.000 auf die Diözese Nagasaki entfallen und die aus den Verfolgungszeiten des beginnenden 17. Jahrhunderts ihren Christusglauben ererbt haben, Korea 300.000 Protestanten gegenüber 89.609 Katholiken (Schwager, S. 30, 32), — in China hat die katholische Mission dank eines Vorsprunges von 225 Jahren, die freilich ausgefüllt sind von vielen Verfolgungen und allerlei Hemmungen, ihre Position gegenüber dem andrängenden amerikanischen Protestantismus behauptet (Schwager, S. 36.) Um mehr als eine Million, meist den niederen Volksschichten angehörig, übertrifft sie die rund 324.000 Protestanten (genau sind es 1,431.000 Katholiken), die das Ergebnis fast ausschließlicher amerikanischer Propaganda sind. Dafür sucht sich diese, unterstützt von den aus Amerika reichlich fließenden Geldmitteln, durch ein blühendes Schul- und Preßwesen der gebildeten Welt Chinas zu bemächtigen, um dann von oben nach unten zu wirken.

Amerika, das so mit fester Entschlossenheit und klarem Zielbewußtsein mit seiner Missionstätigkeit in China und dem ganzen Osten Asiens eingesetzt hat, wird die verzweifelte Lage, in welche der Krieg die katholische Mission gebracht hat, auszunützen verstehen.

Soll Ostasien als Beute des gegenwärtigen Krieges den Amerikanern zufallen? Da die amerikanisch-protestantische Mission vom Kriege überhaupt nicht betroffen wird, die angelsächsische aber bei weitem nicht so sehr in Mitleidenschaft gezogen wird wie die katholische Mission ganz allgemein und überall, so wird „die unvermeidliche Folge dieses Mißverhältnisses sein, daß die katholischen Missionen zurückgehen oder verschwinden müssen, während die protestantischen sich aufrecht erhalten und noch erweitern können, daß also zugleich

4*



eine bedeutende Verschiebung zu ungunsten des katholischen Missionswerkes eintreten muß" (Schmidlin, S. 13).

Wenn zur Beschleunigung einer solchen Krisis Alfons Paquet auch noch den deutschen Protestantismus aufruft und ihn darauf hinweist, „daß alles auf das Entstehen einer großen Ökumene, einer Ökumene im protestantischen Sinne hindrängt", sollen da die Katholiken Deutschlands allein den Geisteskampf aufnehmen, in dem sich die Zukunft der katholischen Mission in China, in dem sich das geistige Werden eines Riesenvolkes, in dem sich das religiöse Schicksal Asiens entscheiden kann?

Deutschland und Österreich stehen zusammen im Kampfe auf Leben und Tod, im Kampfe um ihre nationale Existenz. Ist dieser gigantische Kampf durchgekämpft, dann müssen die beiden Nationen wieder zusammenstehen: das katholische Österreich an der Seite der Katholiken Deutschlands. Für Gottes Reich! so braust alsdann der Schlachtruf durch die Lande.

Auf wen anders könnte die katholische Kirche wohl noch zählen? Wir können freilich nur mit Menschenaugen die Verhältnisse prüfen.

Auf Frankreich? Wehe den Missionen, wenn Frankreich siegen sollte in diesem Völkerringen! „Endigt der Kampf mit einem Triumph Frankreichs, so ist die kirchenfeindliche Regierung dort auf lange Zeit befestigt", schreibt Schrörs mit gutem Recht (Der Krieg und der Katholizismus, S. 17) — „eine Regierung, deren Programm es ist, mit brutaler Gewalt jedes religiöse Empfinden im Volke zu ersticken." Die Entchristlichung der Nation, 1906 begonnen, müßte eine dauernde werden und die französischen Katholiken könnten ihre Hoffnungen auf die Wiedererstehung der ruhmreichen ‚Eglise de France' für lange zu ihr ins Grab legen" (Schrörs, S. 18). Ein Sieg Frankreichs wäre der Sieg des Antiklerikalismus, der die Kirche beraubt hat, der das Kreuz aus der Schule fortgeholt hat, der, trotzdem er die Missionen für seine politischen Zwecke ausbeuten will, diesen den Todesstoß versetzt, an dem sie langsam hinsterben müssen. Nur einen Beleg: das bisher so blühende Pariser Missionsseminar, das sich ausschließlich den asiatischen Missionen widmet und dort 35 selbständige Missionsgebiete versorgt, ist seit Beginn des französischen Kulturkampfes schnell zurückgegangen. „Im Jahre 1911 konnte das Seminar nur mehr 28 Missionäre entsenden, während 27 starben. Im folgenden Jahre sandte es nur 20 Priester aus, verlor aber 33 durch den Tod. Nur mit tiefer Teilnahme kann man diesen Rückgang einer der größten Schöpfungen auf dem Felde der Heidenmission verfolgen" (Schwager, S. 116). Es hatte ein langsames Ersterben des Missionsgedankens in Frankreich begonnen; der Zusammenbruch mußte einmal kommen, wenn auch unvermerkt; die Lebensader ward ihm unterbunden, da die Regierung Frankreichs dem Volke die Religion nahm und die Schulen entchristlichte. Und jetzt im Kriege? Da entflieht mit jedem Missionär, der auf dem Schlachtfelde niedersinkt, ein Stück Missionsleben, das nicht mehr auferstehen wird.

Und wenn Frankreich unterliegt? Als sturmgeknickter Baum, der im Fallen eine Menge herrlicher Früchte vernichtet hat, liegt dann erst recht die Mission am Boden. Die Schlachtfelder Frankreichs werden zum Totenacker, auf dem Frankreich seinen Missionsgedanken ins Grab sinken sieht. Dann werden seine Missionshäuser leer stehen und seine verwaisten Missionen werden vergebens auf die Rückkehr ihrer Väter und Hirten warten.

Oder sollte der Krieg als Gottesgeißel dieses Volk nochmals aufwecken zu neuem religiösen Leben? Auch in diesem Falle muß, ehe sich die aus tiefen Wunden blutende französische Mission zu ihrer alten Kraft erholt, das katholische Österreich einspringen, um — nicht die französische Mission, nein — die katholische Mission über die Stunde der Heimsuchung hinwegzuführen, sie zu stützen, damit sie nicht zusammenbricht.

Und sollte, das Unwahrscheinlichste angenommen, Frankreich mit voller Arbeitskraft und vollzähliger Arbeiterschar wieder einsetzen können, das unterbrochene Missionswerk wieder fortzusetzen, — China, Ostasien ist übergroß. Hunderte von Millionen stehen am Scheidewege. In großer, ernster Stunde faßt man am leichtesten große, entscheidende Entschlüsse. Für das katholische Österreich ist der Krieg eine Entscheidungsstunde. Es ist katholische Pflicht, diesen Völkern die Hand zu reichen, die sie die Wege des Heiles führen soll.

Kann, will Italien helfen? Es konnte, es mußte den bedrängten Missionen zu Hilfe eilen. Bitter hatte der Heilige Vater kurz vor dem Kriege geklagt: „Es ist für uns schmerzlich, konstatieren zu müssen, welch kleinen Anteil an dem Evangelisationswerke unter den Heiden Italien nimmt, obgleich es der Sitz des Katholizismus ist" (bei Schwager, S. 115). Mit Kriegsausbruch fingen diese Worte an, ein Echo in den Herzen zu wecken. Allein Italiens verräterisches Eingreifen in den Kampf hat auch diese Hoffnungen erstickt, gleichwie es selbst durch seine Treulosigkeit all die Aussichten verraten und vernichtet hat, die ihm im näheren Orient winken mußten.

Langsam, sehr langsam hatte die vorbildliche Tätigkeit der amerikanischen Protestanten auf die Katholiken Amerikas gewirkt. Zu spät war ihr Erwachen für den Missionsgedanken, um nun, im kritischen Augenblick, mit Erfolg eintreten zu können für die wankende Sache der katholischen Mission. Können zwei aufkeimende Missionshäuser den Zusammenbruch der Weltmission aufhalten, wenn die Säulen stürzen, die bis jetzt getragen haben, die großen Missionsseminare Frankreichs, und wenn die aufblühenden Missionshäuser Deutschlands unter dem harten Druck sich beugen, womit der Krieg auf ihnen lastet? Gleichwohl, der Krieg hat mit brennender Fackel hineingezündet in die schwachglimmenden Missionsanfänge des katholischen Amerika. Glaubenswarme Aufrufe durchziehen die gesamte katholische Presse; begeisterte Kirchenfürsten wenden sich an ihre Gläubigen und fordern sie auf, sich des Missionsgedankens in seiner schwersten Prüfungszeit anzunehmen. Was *sie* ihrem Volke sagen,



das darf ich wohl mit vollem Vertrauen an das katholische Österreich weitergeben.

Katholiken Amerikas rufen sie; ich sage: Katholiken Österreichs! „Die Augen unserer Mutter, der Kirche, sind in ihrer Angst um die Zerstörung des gesamten Missionswerkes auf euch gerichtet. Tausende von Missionären, die alles verlassen haben, um den Frieden in der Welt zu fördern und unsterbliche Seelen dem Heilande zuzuführen, flehen euch an. Tausende von hoffnungsvollen Neuchristen bitten und beschwören euch, doch den Missionen zu helfen, um sie, die Geretteten, nun nicht wieder zurückfallen zu lassen in die Nacht und die Greuel des Heidentums. Tausende von Kinderherzen bitten euch, doch zu helfen, daß sie weiter aufwachsen können unter dem segenspendenden Baum der Kirche, um nicht unterzugehen für die ganze Ewigkeit. Katholiken! Soll das Blut so vieler Märtyrer in den Missionen, das Blut unserer Glaubensbrüder, die als Missionäre oder Neuchristen für den Heiland und den Glauben starben, vergebens geflossen sein? Nein, greifen wir jetzt ein." Greife jetzt ein, katholisches Österreich! „Zeigen wir Gott und der Welt, daß wir die Stunde zu benützen wissen, in der es gilt, unseren Dank abzustatten für die große Gnade unseres Glaubens und des Friedens, den wir genießen!" (Zeitschrift für Missionswissenschaft 1915, Seite 267.) Des Friedens, den wir genießen? Ach, wir haben ihn noch nicht.

Vielleicht ist der heißersehnte Völkerfrieden der Lohn des Himmels für den heldenhaften Entschluß, die Friedensbotschaft des Kreuzes mit freudiger Entschlossenheit und großherziger Opferliebe in die Heidenländer tragen zu wollen.

Wild fegt der Sturm über Europa, über die ganze Welt, zerschlägt Staatengebilde, zertrümmert die Werke der Kultur. Eins kann der Sturm nicht brechen: die Treue, auf der des Himmels Segen ruht. In dieser Treue steht Deutschland und Österreich da, vom Sturm umtobt, ungebrochen, unerschüttert. Der Sturm wird sie nur festigen, wie er auch die Eiche zwingt, ihre Wurzeln tiefer zu treiben, dort Halt zu suchen im Sturmestosen und frische Kraft zu neuem Wachstum. Die rauchenden Flammenzeichen, die uns zusammen in den Krieg geführt, leuchten auch in eine Zukunft, die vor uns liegt, und weisen hin auf Weltaufgaben, wert, die ganze Vollkraft eines Volkes zu erschöpfen.

Oesterreich steht am Scheidewege, am Wege hinaus in die Welt. Deutschland ist den Weg, den Österreich jetzt betreten muß, schon einige Jahrzehnte gegangen. Lang, allzulang hat es gedauert, bis in den deutschen Landen die großen Aufgaben, die Deutschland von der Vorsehung zugewiesen waren, einigermaßen verstanden wurden. Aber dann setzte, wie mit dem ersten warmen Frühlingsregen, ein frisches Sprossen, eine freudige Entwicklung ein. Ich finde für diese Umwandlung und das beginnende Eindringen in die gesamten Kulturaufgaben keinen besseren Gradmesser als das rasche Erblühen der 28 großen Missionshäuser auf deutschem Boden. Sie stellen gleichsam



den sichtbaren Ausdruck kulturellen Wollens und Schaffens einer Weltmacht dar. Die zwei Erscheinungen, das Ausreifen Deutschlands zur Weltmacht und die Entwicklung der deutschen Missionen, entsprossen ja einer Wurzel: der Weltaufgabe, wie Gott sie einer starken, ernsten Nation zuweist. Beides bedingt sich, fördert und ergänzt sich gegenseitig.

Österreich-Ungarn muß sich am Scheideweg anschließen. Aber — die Zeit drängt. Es muß rascher den Weg voraneilen, als wir ihn gegangen sind. Es muß schneller zur Erkenntnis seiner Aufgaben kommen, die vor ihm liegen. Es muß tatkräftiger die Hand ans Werk legen, als wir es getan. „Die abendländische Kultur wird sich nur durch uns in der Welt behaupten" (Spahn, S. 38). Die Weltvölker und die Weltkirche schauen in Erwartung auf uns.

Am Scheidewege steht ein Kreuz als Wegweiser; fragend stehen wir vor ihm.

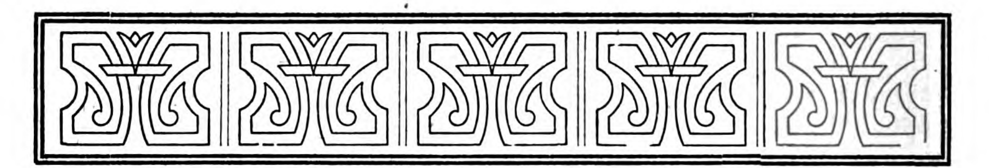
Völker, große Völker sind in Entscheidungsstunden vor dem Kreuz gestanden und sind an ihm irre geworden. Mögen sie auch jetzt, wo die erschütternde Größe eines Weltkrieges sie niederbeugt, immer noch nicht überzeugt sein von dem tragischen Ernste des Dichterwortes: „Die Kreuzzerbrecher brechen auch die Königskronen"; mögen sie immer noch nicht glauben, daß die Feinde des Kreuzes auch vor einem rauchenden Königsthron nicht haltmachen, sondern erst ruhen, wenn sie selbst unter den Trümmern ihres zusammenstürzenden Volkes begraben liegen, — wir wollen in dem Boden, in den das Kreuz eingelassen ist, unser Zukunftshoffen, unsere Zukunftspläne verankern. Die Signatur des Kreuzes allein gibt den Völkern und ihren Arbeiten die Garantie des Lebens und des Erfolges.

Der Krieg hat das Kreuz wieder als Wegweiser aufgerichtet für die Völker, die an ihm sich für eine glückliche Zukunft orientieren wollen, die sich entschließen können, an der Entwicklung der Menschheit weiterzubauen.

Draußen vor Saarburg an der deutschen Westgrenze stand in den Tagen des Friedens ein Feldkreuz. Segnend breitete der Heiland daran seine Arme aus über die Fluren. Da kam der Krieg und eine Granate riß den Schaft des Kreuzes weg. Nun steht der Heiland auf dem Sockel und streckt seine Arme empor zum Himmel, als wollte er den Völkern, die sich und ihr Arbeiten unter das Kreuz stellen wollen, zurufen: Habt Vertrauen, ich habe die Welt überwunden. Mit der Treue zum Kreuz steht und fällt unsere Volkskraft, unsere Kulturkraft.

So sei's denn! Die Völker werden von der blutigen Bühne, auf der sich das schauerliche Völkerdrama abspielt, wieder abziehen. Der von Pulverdampf geschwärzte Vorhang muß fallen. Hinter ihm entfaltet sich für die Zentralmächte ein gewaltiges Kulturprogramm. Schon jetzt wollen wir ihm das klargefaßte Motto geben: „Stat crux, dum volvitur orbis".





Kriegspsychiatrische Erfahrungen.

Festvortrag, gehalten am 1. Dezember 1915 in der Generalversammlung der Österreichischen Leogesellschaft vom Direktoriumsmitgliede Universitätsprofessor Doktor Alexander Pilcz, k. u. k. Oberstabsarzt.

Dem Zeitalter, welches dem gigantischen Völkerringen unmittelbar vorausgegangen war, sind mehrfache Epitheta beigelegt worden. Man sprach von einem „Jahrhundert des Kindes", von dem der Technik, der Aufklärung, und so vindizierte man ihm auch eine spezifisch-dekadente reizbare Schwäche des Nervensystems und schuf den Ausdruck „Das nervöse Jahrhundert".

Die denkbar schwerste Belastungsprobe für geistige und körperliche Gesundheit des Einzelindividuums wie der Menge bildete von jeher der Krieg, in unvergleichlich höherem Maße der moderne Krieg, und die Sorge war nicht unbegründet, daß das nervös-degenerierte Zeitalter mit einem nervös-psychischen Zusammenbruche von Legionen von Menschen reagieren würde; es flatterte auch bald das Wort von „Kriegspsychosen" auf, als einer dem Kriege gewissermaßen spezifischen Form von Geistesstörung.

Aus der Fülle von Erfahrungen und Beobachtungen, welche der Nervenheilkunde und Psychiatrie wie jedem anderen Zweige der Medizin während dieses Krieges erwuchsen, möchte ich nun hier einige Punkte herausgreifen, die vielleicht auch für den Laien eines gewissen Interesses nicht entbehren.

Zunächst die Frage: Brachte der Krieg eine Vermehrung der Irrsinnsfälle bei den Soldaten hervor?

Auf der psychiatrischen Abteilung des Garnisonsspitales Nr. 1, deren Chefarzt ich seit Kriegsbeginn bin, gelangten vom 1. August 1913 bis 31. Juli 1914 324, vom 1. August 1914 bis 31. Juli 1915 1675 Fälle, Mannschaftspersonen betreffend, zur Aufnahme. Nicht inbegriffen in diese Ziffer ist die beiläufig ebenso große Zahl der sogenannten „Transenen", das heißt Kranker, welche nicht zur Beobachtung, beziehungsweise Behandlung, sondern nur gelegentlich eines Transportes dem Spitale als einer Zwischen-Durchgangsstation zugewiesen wurden, — und nicht eingerechnet die noch größere Anzahl sogenannter „Konstatierer", das heißt Fälle, die nur zur ambulatorischen Untersuchung und Begutachtung auf die Abteilung geschickt wurden. Schätzungsweise sind demnach mehr als 5000 Fälle, ganz

abgesehen von den Offizieren, im ersten Kriegsjahre durch meine Hände gegangen.

Der Unterschied gegenüber den Ziffern aus der gleichen Friedenszeit müßte einen geradezu niederschmetternden Eindruck machen. Allein, das alte „La statistique, c'est le mensonge en chiffres" bewahrheitet sich auch hier. In der Verwertung des trockenen Ziffernmateriales muß man außerordentlich vorsichtig sein, will man grobe Fehlschlüsse vermeiden. Vor allem muß bedacht werden, daß die beiden oben angeführten Zahlen 324 und 1675 überhaupt miteinander nicht schlechthin verglichen werden dürfen. Es ist zunächst klar, daß in dem Maße, als der Friedenspräsenzstand jeder einzelnen Truppenunterabteilung ungleich geringer ist als der Stand bei vollzogener Mobilisierung, selbstverständlich auch die absoluten Zahlen der Geisteskranken, entsprechend dem Millionenheere, ganz bedeutend anschwellen müssen, selbst bei gleichbleibenden relativen Perzentverhältnissen. Auch aus einem zweiten Grunde eignen sich diese beiden Ziffern nicht zu einem einfachen Vergleiche. Es müßten da aus den 5000, beziehungsweise 1675 Fällen nur die Personen derjenigen Altersklassen herausgegriffen werden, welche auch während der Friedenszeit zur aktiven Dienstleistung herangezogen werden. Es spielen ferner auch rein äußere Umstände, auf die alle ich nicht weiter eingehen kann, eine große Rolle. Ich erinnere Sie zum Beispiel daran, daß, namentlich in den ersten Kriegsmonaten, eine Reihe von Spitälern, über welche die Heeressanitätsverwaltung sonst verfügte, infolge der kriegerischen Ereignisse nicht zu Gebote stand, daß man die Kranken möglichst rasch an eine psychiatrische Zentralstation des Hinterlandes abschieben mußte &c. Endlich darf folgendes nicht vergessen werden. Sprach ich früher von „Mannschaftspersonen", so wollte ich damit kurz den Unterschied gegenüber den Offizieren kennzeichnen. Nachdem seit Kriegsbeginn die Militärgerichtsgewalt hinsichtlich bestimmter, qualifizierter Arten von Straftaten auch auf Zivilpersonen sich erstreckt, gelangte auch ein entsprechender Perzentsatz von Ziviluntersuchungshäftlingen, bei denen aus irgend welchen Gründen die Beobachtung des Geisteszustandes angeordnet worden war, zur Aufnahme. So wurde mir zum Beispiel ziemlich in den ersten Kriegswochen eine der Spionage verdächtige Frauensperson von einem Feldgericht zur Begutachtung auf die Abteilung geschickt, in einem anderen Falle ein 80jähriger pensionierter Postdiener, usw. Kurz, es wäre durchaus verfehlt, aus einer Gegenüberstellung jener beiden Zahlen auf eine entsprechende Zunahme von Geisteskranken infolge des Krieges schließen zu wollen, und es wird erst einer sehr kritisch und sorgfältig angelegten Statistik vorbehalten sein, in der Frage Aufklärung zu bringen, inwieweit rein ziffernmäßig die Kriegsereignisse ein Anwachsen der Psychosenfrequenz bewirkte. Ein schätzungsweises Urteil läßt sich jedoch jetzt schon abgeben, und da kann, bei einem Vergleiche mit den Erfahrungen russischer Militärpsychiater gelegentlich des russisch-japanischen Feldzuges, mit aller Entschiedenheit betont werden, daß



die psychisch-nervöse Widerstandskraft der österreichischen Völker im großen und ganzen eine überraschend hohe ist, — ein Ergebnis, das sich mit den Beobachtungen deutscher Fachkollegen hinsichtlich des deutschen Heeres vollständig deckt, — und daß die Unkenrufe der Pessimisten, wie auf so vielen anderen Gebieten, angesichts der Tatsachen auch in diesem Belange verstummen müssen.

Wie verhält es sich nun mit den sogenannten „Kriegspsychosen"? Die Bezeichnung „Kriegspsychose" würde zweierlei besagen: 1. Geistesstörungen, welche durch die Eigenart des Krieges hervorgerufen werden; 2. Geistesstörungen, deren Form irgendwie durch die Kriegserlebnisse in charakteristischer Weise determiniert wird, in dem Sinne etwa, wie der Laie von religiösem oder Verfolgungs- oder Größenwahn und dergleichen spricht.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus unser Material, so muß vor allem eine Sichtung vorgenommen und müssen alle diejenigen Fälle ausgeschieden werden, die überhaupt nie im Felde gestanden sind. Hieher gehören beispielsweise Kranke, deren Psychose schon während der Ausbildung sich offenbarte, häufig Wiedererkrankungen von schon vordem, das heißt im Zivilberufe, ein- oder mehrmals psychotisch Gewesenen, oder dauernde Geistesstörungen, die, im primitiven Alltagsmilieu verkannt und gewissermaßen latent geblieben, nunmehr, bei total veränderten Lebensbedingungen, erst deutlich in Erscheinung traten. Auch bei den Irrsinnsfällen der im Felde Erkrankten ließ sich übrigens zuweilen hinterher feststellen, daß der Mann im früheren Leben schon einen oder mehrere Anfälle von Geisteskrankheit überstanden hatte.

Von den eigentlichen Kriegspsychosen müssen ferner füglich die leider recht häufigen verschiedenen Formen der alkoholischen Geistesstörungen abgetrennt werden. Wie im Frieden so bilden auch im Kriege diese Fälle ein recht trauriges Kapitel. Gutgemeinter, aber unverständiger Übereifer der Zivilbevölkerung hat da manch Unheil gestiftet. Die abziehenden Truppen, die ersten Transporte 2c. wurden stellenweise mit alkoholischen Liebesgaben geradezu überschwemmt, und — ich sage es mit gutem Vorbedacht: — die ersten Todesopfer, welche der Krieg erforderte, fielen nicht von Feindeshand, sondern waren im Rauschhandel Erstochene! Natürlich bekamen wir von vielen Seiten zu hören: es hätte an Wasser gemangelt, oder das Wasser sei infektionsverdächtig gewesen oder dergleichen, geradeso wie wir im Frieden von unseren Alkoholikern belehrt werden, daß man im Winter trinken „müsse", weil es zu kalt, im Sommer, weil es zu heiß sei; der eine trinkt, weil ihm bei seiner Arbeit die Kehle austrockne, der andere, weil er immer in der Feuchtigkeit arbeite 2c. Ausreden findet der Trunksüchtige immer.

Sehr viele geistige Störungen, die wir auch in der Friedenspraxis zu sehen Gelegenheit haben, kommen zustande auf dem Boden schwerer körperlicher Affektionen wie langwieriger Eiterungen, von Typhus, Blattern, chronisch-erschöpfenden Prozessen wie Tuberkulose,



Magendarmstörungen u. dgl. Alle diese Schädigungen treffen natürlich auch bei den Kriegsteilnehmern in reichlichem Maße zu und ein großer Teil der Kriegspsychosen gehört hieher, ohne daß die betreffenden Formen irgend etwas Spezifisches an sich hätten.

Was den konkreten Inhalt der einzelnen Formen von Geisteskrankheiten anbelangt, so beobachten wir zwar nicht eben selten genau dieselben Erscheinungen, wie wir sie stets in den Kliniken zu sehen gewöhnt sind. Nachdem aber in dem Inhalte der Wahnideen und Sinnestäuschungen jene Vorstellungskomplexe sich wiederzuspiegeln pflegen, welche prädominierend das Geistesleben des einzelnen Individuums in dessen gesundem Zustande beherrschen, so wird es uns nicht wundern, daß die psychotischen Symptome — nicht die Krankheit als solche — sehr häufig ein spezifisches Gepräge an sich trugen. Kranke mit Versündigungswahn bezichtigten sich der Spionage, der Feigheit, der Selbstverstümmelung usf., die beschimpfenden und bedrohenden Gehörstäuschungen bewegten sich in denselben Gedankengängen, sprachen von Erschossenwerden oder dergleichen, der Größenwahn nahm die Form phantastischer Heldenstücke an, von unerhört raschem Avancement, riesenhafter Beute 2c. Besonders die hysterischen Delirien waren ungemein plastische Reproduktionen der Kriegserlebnisse mit allen ihren Schrecknissen.

Eine der häufigsten Formen von Geisteskrankheit, die progressive Paralyse, ist, wie wohl allgemein auch schon dem Laien bekannt, ausschließlich Folge einer früheren Infektion durch die Lustseuche. Daß die Kriegsstrapazen den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruche der Paralyse bei vorheriger syphilitischer Ansteckung geben können, muß theoretisch ohneweiters zugestanden werden. Einen zwingenden Beweis dafür konnte ich allerdings, wenigstens nach meinen Erfahrungen, nicht finden. Wohl aber steht zu befürchten — das Intervall zwischen Infektion und Auftreten der ersten paralytischen Erscheinungen beträgt im Durchschnitte 10 bis 12 Jahre —, daß sich nach dieser Zeit eine größere Zahl von Paralytikern ergeben wird, da leider Geschlechtskrankheiten bei jedem Kriege in gehäufter Frequenz auftreten und verschleppt werden. Neben rein medizinischen Aufgaben der Behandlung und Prophylaxe und neben entsprechender Aufklärung der Mannschaft muß gerade in dieser Hinsicht der Appell an das Sittlichkeitsgefühl, der Hinweis auf religiös-ethische Momente von der größten Bedeutung genannt werden.

Wir sprachen früher von den hysterischen Delirien und gelangen nun zur Erörterung der eigentlichen sogenannten „Kriegspsychoneurosen", des „Nervenchockes" nach Granatexplosion 2c. Ganze Legenden hörte man darüber. Durch Granatfeuer sei der eine irrsinnig geworden, der andere habe plötzlich die Sprache verloren, der dritte ward ein gelähmter, zitternder Krüppel 2c.

Ich selbst sah genug derartiger Fälle, beileibe nicht so viele, als dies nach Laienansicht vielleicht zu erwarten gewesen war, — auch in dieser Hinsicht zeigte sich gottlob eine ganz erstaunlich große psychisch-



nervöse Widerstandskraft der überwiegenden Mehrheit der österreichischen Bevölkerung —; immerhin beobachtete ich, gerade so wie die übrigen Fachkollegen, eine erkleckliche Anzahl solcher merkwürdiger Fälle: auf psychischem Gebiete schreckhafte Delirien von feindlichen Überfällen, Halluzinationen von Artilleriefeuer, von Stöhnen und Schreien Verwundeter, Bilder abgerissener Köpfe und Glieder, oder Zustände von mehrtägigem totalen Gedächtnisverluste, auffallend dabei ein eigentümlich übertrieben theatralisches Mienen- und Geberdenspiel, an das falsche Pathos von Provinzschauspielern erinnernd; in körperlicher Hinsicht: Sprachverlust, Stottern, Zittern, Lähmungen. Dabei ergibt die genaueste Untersuchung keine oder ganz unbedeutende Verletzungen, speziell, was das bemerkenswerteste ist, sicher keinen Anhaltspunkt für das Bestehen einer organischen Läsion des Gehirnes oder Rückenmarkes. Die Prognose?: restlose Heilung in zwei bis drei Tagen in dem einen Fall, in dem anderen unverändertes Fortbestehen des Zustandes durch Monate und Monate, im dritten Falle Besserung nach geraumer Zeit, endlich völlige Rekonvaleszenz und ... plötzlicher schwerster Rückfall in dem Augenblicke, da der Genesene das Spital oder Sanatorium verlassen und diensttauglich einrücken sollte.

Eine Analyse schon der ersten paar Fälle zeigte nun sofort, daß wir alle diese Bilder ja schon oft gesehen haben und mutatis mutandis längst aus der klinischen Erfahrung kennen. Wir beobachteten derlei bei Eisenbahnzusammenstößen, bei Paniken, Grubenkatastrophen usf., aber auch nach ganz harmlosen und alltäglichen Betriebsunfällen, wobei von den mächtigen psychischen Erschütterungen zermalmenden Schreckens nicht die Rede sein konnte, und — das ist jetzt das wichtigste gerade bei den letzterwähnten Fällen — nicht vielleicht im unmittelbaren Anschlusse an die mehr minder geringfügige Verletzung, sondern erst, in ständig steigerndem Ausmaße, im Verlaufe des Rentenprozeßverfahrens bei Unfallversicherten. Kurz, wir begegneten den allbekannten, vielgestaltigen, aber durchaus eindeutigen, für den Fachmann unverkennbaren Krankheitsbildern der sogenannten Hysterie, der traumatischen Neurose, der Schreckhysterie, und wie die Bezeichnungen sonst noch lauten.

Ehe wir auf eine Erklärung dieser eigenartigen Krankheitszustände eingehen, muß ich aber mit großem Nachdrucke folgendes betonen: Auch in der Friedenspraxis verlaufen sehr oft die vom rein chirurgischen Standpunkte aus schwersten Verletzungen ohne nennenswerte nervöse Begleiterscheinungen. Ebenso — *und ich kann nur zum drittenmale die so erstaunlich starke nervös-psychische Gesundheit der österreichischen Völker hervorheben* — sieht der Kriegschirurge die überwiegende Mehrheit von Tausenden und Abertausenden der entsetzlichsten Verstümmelungen und Verletzungen durch Granat- und Schrapnellfeuer, ohne daß es zu den so sonderbaren oben skizzierten Störungen gekommen wäre, und dies nicht einmal bei jenen Fällen, bei welchen das Zentral- oder periphere Nervensystem selbst Sitz der Verletzung ist und die entsprechenden



anatomisch bedingten Ausfallserscheinungen der nervösen Funktionen vorliegen.

Schon dieses Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung — schwerste Verletzung ohne traumatische Hysterie einerseits, minimale Läsion, ja oft nur einfache Schreckwirkung, und schwerste nervöse Folgesymptome andererseits — zeigt deutlich, daß es nicht so sehr auf die Art der Verletzung, beziehungsweise ganz allgemein gesprochen, der äußeren Schädigung ankommt, um das Auftreten der in Rede stehenden Erscheinungen zu erzeugen, als vielmehr auf die individuelle nervöse Reaktion des einzelnen Betroffenen.

Diese, sit venia verbo, „persönliche Note" ist verschiedener Art. Häufig läßt sich eine angeborene oder erworbene neuro- und psychopathische Minderwertigkeit nachweisen; erbliche Belastung, Alkoholdurchseuchung 2c. spielen hier eine große Rolle. Vor allem aber kommen im Wesen der Hysterie gelegene Eigentümlichkeiten in Betracht, auf welche wir hier kurz eingehen müssen. Es ist das hysterische Einzelsymptom gesondert zu studieren, der sogenannten hysterischen Charakterbeschaffenheit gegenüber. Das Einzelsymptom, wie Lähmung, Sprachverlust u. dgl., kommt zustande durch die eigenartige Suggestibilität, vermöge deren hemmungs- und kritiklos irgend eine Vorstellung — Autosuggestion — ohneweiters in die entsprechende körperliche Erscheinung umgesetzt wird. Die Vorstellung, gelähmt zu sein, erzeugt sofort wirklich die Lähmung, und diese Krankheitsvorstellung wird nun so lange festgehalten, bis es einem anderen suggestiv mächtig wirkenden Faktor gelingt, den Bann der Autosuggestion zu brechen. Zum Wesen des hysterischen Charakters gehört aber nicht nur diese unbeschränkte Suggestibilität an sich, sondern auch ein ganz spezifischer K r a n k h e i t s w i l l e, und dieser hysterische Wille zur Krankheit, dieses gerade Gegenteil des normalen Willens zur Gesundheit, diese Unfähigkeit, gesund sein zu wollen, tritt bei dem Hysterischen um so stärker und die Gegenwirkung irgenwelcher Fremdsuggestion um so hemmender und störender auf, je mehr das hysterische Individuum aus irgendwelchen Gründen in der Krankheit einen Vorteil gegenüber seinem gesunden Zustande erblicken zu müssen glaubt. Der Hysterische flüchtet sich in die Krankheit, wie ein vielzitierter Ausdruck lautet, aus irgendwelchen Motiven, die ihm das Gesundsein weniger wünschenswert erscheinen lassen.

Die Anwendung auf die hysterischen Kriegsneuropsychosen ergibt sich von selbst.

Der nervengesunde und moralisch vollwertige Mensch erkrankt überhaupt nicht oder nur ganz ausnahmsweise unter einem hysterischen Symptomenkomplex, und dieser kann durch irgendwie suggestiv wirkende Beeinflußung rest- und defektlos in unglaublich kurzer Zeit, in wenigen Tagen, ja zuweilen in einer einzigen Sitzung, zur Heilung gebracht werden. Der degenerierte Neuropath, der Schwächling an Willen und höherer Ethik, unzugänglich dem Kantschen kategorischen Imperativ, bar altruistischer Gefühle wie Vaterlandsliebe, Pflichtbewußtsein,



Selbstaufopferung, verfällt leicht den schwersten Formen hysterischer Erkrankung und kommt außerdem, den hysterischen Krankheitswillen unterstützend, noch irgend ein anderes hier nicht zu erörternder Motive hinzu, so ist die Aussicht auf Wiedergenesung, so lange eben jener Beweggrund zum Krankseinwollen fortbesteht, so gut wie null. Zwischen diesen Extremen gibt es nun natürlich alle möglichen Übergänge.

Ich darf dieses wenig erfreuliche Kapitel nicht verlassen, ohne noch folgende Frage gestreift zu haben. Sowohl bei den Unfallsneurotikern der Friedenszeit wie bei allen diesen ihnen wesensgleichen Fällen der Kriegsteilnehmer muß sich ja die Frage bewußter Simulation aufdrängen. Theoretisch existiert eine so scharfe Grenze zwischen Hysterie und Simulation wie eben zwischen Krankheit und Gesundheit, ein Unterschied, den der Wiener Kollege Raimann dahin kennzeichnet, daß der Simulant krank scheinen, der Hysteriker krank sein will; allein gerade dieser erfahrene Kenner der Hysterie bemerkt ausdrücklich, daß in praxi da vielfache fließende Übergänge vorkommen, ja daß häufig bei einem und demselben Individuum beides zugleich vorliegt, wie dies auch unlängst mein Lehrer v. Wagner zum Ausdrucke brachte, als er von „Nicht können-wollen" und „Nicht wollen-können" sprach. Auf die innigen Beziehungen zwischen einfacher, glatter Simulation, drückebergerischer Übertreibung und schwerer Hysterie, auf diagnostische Hilfsmittel 2c. will ich, als auf rein medizinische Punkte, nicht weiter eingehen nnd möchte nur feststellen, daß ich, abgesehen von strafgerichtlichen Fällen, einfache, reine Simulation ohne irgendwelche Krankheit, lediglich zum Zwecke der Militärdienstentziehung, glücklicherweise doch nur relativ selten gefunden habe.

Genug von diesem traurigen Gegenstande! Mit diesen hysterischen Formen dürfen nicht verwechselt werden schwere, echte, nervöse Erschöpfungs- und Überreizungszustände mit Weinkrämpfen, hartnäckiger Schlaflosigkeit, Reizbarkeit wechselnd mit inerter Apathie bei Leuten, die mit von Haus aus rüstigen Nerven ausgestattet, nach über einjährigem, ununterbrochenem Frontdienste, unter den dauernden, gleichzeitigen Einflüssen rein körperlicher Schädigungen wie unregelmäßiger Nahrungsaufnahme, mangelnden Schlafes usw., vor allem aber unter dem Eindrucke der vielen seelisch erschütternden Momente schließlich und endlich zusammenbrechen. Namentlich die Wirkung tagelang anhaltenden Granatfeuers sowie der Anblick der grauenhaften, durch Granatwirkung hervorgerufenen Verstümmelungen und Zerfetzungen wird von den Kranken als affektiv besonders niederschmetternd geschildert.

Diese Art von Nervenkranken erholen sich unter entsprechender Ruhe und Pflege zumeist überraschend schnell und vollständig. Gerade bei dieser Gelegenheit will ich übrigens eine von mir und von anderen Fachkollegen wahrgenommene Erfahrungstatsache besonders unterstreichen, daß nämlich sehr viele hypochondrische Neurastheniker der Friedenszeit mit ihren zahllosen mehr minder eingebildeten Beschwerden und Leiden im Felde ihrer Nerven sozusagen vergessen lernten. Aufflammender Patriotismus und die eherne Ananke läßt



keinen Platz für die kleinen subjektiven Schmerzen, und die wehleidige, selbstbeobachtende und selbstsüchtige Individualpsyche ging auf in der kriegsbegeisterten, pflichtbewußten und selbstlosen Kollektivpsyche der österreichischen Wehrmacht.

Ebenso freut es mich, gerade in diesem Kreise auch folgendes mitteilen zu können. In einer Studie über Nerven- und Geisteskrankheiten bei katholischen Priestern und Nonnen hatte ich seinerzeit an der Hand meiner persönlichen Erfahrung dargetan, daß die Anschauung einer gewissen Schule, wonach geschlechtliche Enthaltsamkeit das Um und Auf aller Ursachen für alle möglichen Nervenkrankheiten sein sollte, schon aus dem Grunde nicht stichhältig erachtet werden darf, weil gerade bei dem eben erwähnten Krankenmateriale eine besondere Häufigkeit von Hysterien, Neurasthenien u. dgl. in gar keiner Weise festzustellen ist. Von den Feldkuraten nun, welche mit den Kombattanten dieselben Gefahren und Schädigungen teilen, hatte ich bis jetzt kaum zwei bis drei wegen nervöser Beschwerden zu untersuchen gehabt, und gerade diese waren nicht einmal im Felde erkrankt, sondern schon von früher her Neurastheniker, die von mir hinsichtlich ihrer Diensttauglichkeit begutachtet werden mußten.

Ich habe vorhin der Erfahrungstatsache Erwähnung getan, daß viele leicht Nervöse durch den Felddienst an ihren Nerven sogar gesünder geworden sind, so daß auf sie der Krieg gleich einem Stahlbade kräftigend einwirkte. Sommer in Gießen berichtet in seiner Rektoratsrede über ähnliche Beobachtungen und spricht davon als von einem Beispiele der vielen „regenerativen" Momente, welche der Krieg zutage treten ließ. Der gedankentiefe und anregungsreiche Vortrag „Krieg und Seelenleben", in welchem Sommer neben psychopathologischen vornehmlich psychologische Fragen erörtert, gipfelt in den Sätzen, daß die psychische Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes über alles Erwarten hoch sich erwies und daß der Krieg im großen und ganzen mehr regenerative Erscheinungen im Seelenleben des deutschen Volkes zeitigte. Diese Erfahrungen decken sich vollständig mit den unserigen. Der Krieg ist ein unerbittlicher Prüfer des gesundheitlichen und sittlichen Wertes des Einzelnen wie der Masse, vom Kriege gilt, was Dehmel vom Schicksale singt:

„Schicksal hämmert mit harten Schlägen,
Wachs bleibt Wachs, Gold läßt sich prägen,
Eisen wird Stahl, Glas zersplittert . . . ."

Die berufliche Eigenart des Nerven- und Irrenarztes bringt es mit sich, daß gerade ihm vorzugsweise ein ethisch und nervös minderwertiges Menschenmaterial vor Augen kommt. Der Chirurg ist da viel besser daran. Ich hatte schon früher die im Verhältnisse zur enormen Zahl von Verwundeten außerordentliche Seltenheit der traumatischen Hysterie erwähnt. Der Chirurg kann erzählen von den zahllosen Fällen, die trotz ein-, ja mehrfacher Verwundung weiter kämpften, bis eine abermalige Verletzung oder der Blutverlust sie zu

Boden zwang, von den zahllosen Fällen, die, frisch verbunden, vom Hilfsplatze sofort wieder in die Feuerlinie eilten, von dem stummen Heroismus im Ertragen von Schmerzen, von dem regen, aktiven Mitarbeiten des Kranken an seiner Gesundung während der Rekonvaleszenz, von den Vielen, die den Tag der Entlassung kaum erwarten können, zum dritten und vierten Male wieder hinaus auf die blutige Walstatt ziehen.

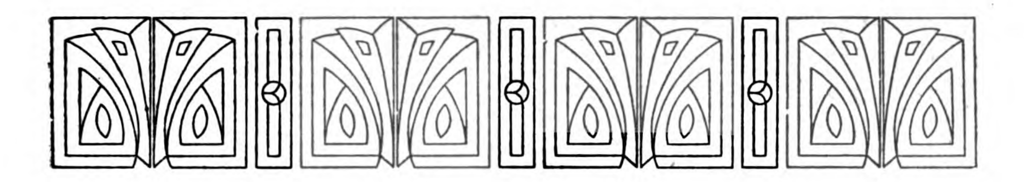
Der Arzt sieht aber überhaupt nur einen kleinen Ausschnitt in dem Riesenbilde dieser Epoche. Soll ich erst hinweisen auf die schier unzählbaren Beispiele todesverachtenden, tollkühnen Heldentumes und selbstlos aufopfernder Kameradschaft, über welche uns tagtäglich berichtet wird, auf die vielen Braven, deren Brust die verdiente Auszeichnung ziert? Soll ich erinnern an die Legionen der namenlosen, unbekannten Alltagshelden an der Isonzofront, der Karpathenkämpfe, des Siegeszuges vom Dunajec bis Brest-Litowsk, der Flieger, der Unterseebootmannschaft? Dürfen wir vergessen der, weil nicht mit dem Kriegslorbeer geschmückt, vielleicht viel zu wenig gewürdigten Verdienste der Daheimgebliebenen, ihrer Opferwilligkeit, die mächtige Wohlfahrtseinrichtungen wie aus dem Boden stampfte, ihrer nimmermüden, begeisterten Fürsorge, ihrem geduldigen und mutigen Ertragen vieler Entbehrungen und Einschränkungen? Wahrlich, der großen Zeit erwuchs erstarkend ein großes Geschlecht!

Ich wiederhole: Es ist in der Eigenart des Berufes gelegen, daß dem Neurologen und Psychiater mehr die Nachtseiten des menschlichen Seelenlebens sich aufdrängen müssen, daß sein Krankenmaterial größtenteils aus nervös oder moralisch Defekten sich zusammensetzt, und gleichwohl sind, wie wir heute mehrmals gesehen, meine Ergebnisse hinsichtlich der nervös-psychischen Gesundheitsverhältnisse unserer Völker, gleich den Beobachtungen der deutschen Fachärzte, ungemein tröstlich und erfreulicher Art.

Ein Ausspruch, gleich zu Anfang des Krieges gefallen und würdig, unter die „geflügelten Worte" eingereiht zu werden, lautete: Wer die besseren Nerven besitzt, wird in diesem Kriege siegen. Nun, darüber gibt es keinen Zweifel, die besseren Nerven sind auf unserer Seite!

Wenn wir, selbst in schweren Stunden, bauend auf unsere gerechte Sache, mit unerschütterlichem Vertrauen in die Zukunft blickten, so haben uns die Tatsachen mit jedem Monate mehr Recht gegeben. Mit voller Zuversicht dürfen wir den endgültigen Sieg erhoffen: Auf unserer Seite steht die gerechte Sache, auf unserer Seite sind die besseren Nerven. Der Sieg kann nicht ausbleiben. Das walte Gott!





Religiöse Kriegs-Ansichtskarten.

Von **Dr. Heinrich Swoboda.**

Von hoher akademischer Stelle wurde jüngst die Frage erörtert, welche „Gefühle und Willensregungen kollektiver Natur" im Kriege stärker geworden sind: die patriotischen, die nationalen oder die religiösen. Das energische Aufflammen des österreichischen Staatsgedankens ist vom Rektor Menzel mit Recht gefeiert worden: „Der Staatsgedanke hat in jüngster Zeit eine Macht erlangt, welche ihm seit vielen Jahrhunderten nicht innewohnte. Man muß auf die Zeit der antiken Republik zurückgehen, wenn man eine so großartige Konzentration aller physischen, geistigen und moralischen Kräfte in der politischen Gemeinschaft auffinden will."

Wenn aber weiterhin der Überzeugung Ausdruck gegeben wurde, daß „gleichzeitig die nationalen und religiösen Gemeinschaftsgefühle in den Hintergrund treten", dann darf die richtige Beobachtung nur so verstanden werden, wie sie gemeint ist, und nicht so, als wäre das Neuaufleben religiöser Gesinnung im Krieg durch ein sozialpsychisches Gesetz unmöglich gemacht, auch nicht so, als wäre das katholische Bewußtsein, zur Kirche als übernatürliche Heilanstalt zu gehören, durch den Krieg irgendwie erschüttert worden. Ganz im Gegenteil würden sich die österreichisch-patriotische Idee und die neue religiöse Begeisterung gegenseitig nicht abschwächen, sondern sicher nur verstärken.

Aber ist denn wirklich eine religiöse Wandlung bei uns vor sich gegangen? Wie tief wurzelt sie?

Im sogenannten Hinterland merkt man, wie allgemein zugegeben wird, ein höheres Interesse bei Kriegsandachten und glaubt auch sonst tieferen Ernst in der Lebensauffassung vieler zu finden. Daß daneben gewisse Vergnügungslokale noch weiterleben oder daß die Prinzipien des Umsturzes auch im „Burgfrieden" sich wohl fühlen können, ist an sich kein Gegenbeweis, macht aber im Verein mit anderen Beobachtungen doch die Frage rege, ob die religiöse Erstarkung durchhalten wird. Man will während der langen Dauer des Krieges schon eine Änderung seines Einflusses, ein Nachlassen desselben bemerkt haben.

Da darf wohl ein ganz eigenartiger, bescheidener, aber doch fast ziffernmäßiger Beweis beachtet werden, der uns heute entgegentritt, nicht aufdringlich, sondern verborgen wie der Pulsschlag am Menschen.

Wer diesen fühlt, weiß, wie wichtig seine kleinen, tausendfältigen Regungen sind.

Von einer solchen kleinen, verborgenen, aber nicht schwächlichen Sache möchte ich ein tieferes, geradezu psychologisch vertieftes Maß für das neuerwachte religiöse Leben im Krieg vorführen. So sehr wir den Krieg als der übel größtes beklagen und die Friedenstätigkeit des Papstes immer dankbarer bewundern, dürfen wir an tatsächlich günstigen geistigen Erscheinungen des Krieges um so weniger vorübergehen, wenn sie auf allen Wegen und Straßen, in den Schaufenstern der größten Städte gleichmäßig wie beim Kleinkrämer im Dorfe sich zeigen und, hat man sie einmal gesehen, sich fast aufdrängen. Anderseits darf ein solches Material auch nicht überschätzt werden, sondern das Maß muß davon gerecht und sachlich genommen werden. Ich meine ein ganz modernes Ausdrucksmittel der Volksseele, das seit einigen Jahren erst ausgebildet, gegenwärtig aber vor unseren Augen zu einer Musterkarte seelischer Bedürfnisse geworden ist: die Ansichtskarte im Kriegsjahr. Uns umgibt heute eine wahre Flut dieser zuerst spielerischen, jetzt geradezu tendenziösen Bildchen, deren kulturelle Bedeutung heute niemand mehr verkennen wird.

Zwei solcher Ansichtskarten, die bald nach dem Beginn des Krieges erschienen und tiefreligiösen Inhalt hatten, erregten meine Aufmerksamkeit, und wie von selbst begann ich jene Postkarten, die im Bild oder ausdrücklich im Text einen Hinweis auf Gott oder kirchliches Leben enthielen oder religiöse Überzeugung oder Gefühle zum Ausdruck brachten, somit seelsorglich interessant waren, zu sammeln. Die erste dieser Karten stellte eine betende Frau vor, deren Mann, ein Soldat, mit dem Gewehr im Anschlag wie eine Erscheinung zwischen der Knienden und einem Marienaltar steht, während das Gnadenbild seine Hand über den Krieger ausstreckt. Die Unterschrift lautet: Maria beschütze ihn! Im weiteren Verlaufe des Kriegsjahres hat diese betende Frau eine reiche Gesellschaft gefunden: auf nicht weniger als 68 Karten sieht man jetzt Frauen, Bräute, Mütter und Väter für ihre Soldaten beten, oft sind dabei die rührendsten Unterschriften zu lesen. Man sieht darauf Kinder allein oder in Gesellschaft Erwachsener für den eingerückten Vater ihre Händchen falten, wobei einigemale auch die Puppen mitbeten. In meiner Sammlung befinden sich 76 verschiedene Kompositionen mit solchen inständigen oder naiven Gebetlein. Beide Gruppen zusammen haben also das Gebet der Angehörigen unserer Soldaten weit über hundertmal zum Ausdruck gebracht! Fortwährend tauchen solche Karten neu auf, freilich gar nicht immer kunstvoll, aber wir schauen hier bloß auf den Inhalt. Und dieser drängt uns die Frage auf, wann es jemals eine solche Fülle von Ansichtskarten gegeben hat, die einfachhin Predigt oder Glaubensbekenntnis in offenster Form waren?

Und wenn hier die Angehörigen unserer Krieger eine solche Rolle spielen, ist vielleicht auch ein betender Soldat auf unseren Karten dargestellt?



Beten denn Soldaten überhaupt?

Gleich mit Kriegsbeginn sah man zuerst in einer illustrierten Zeitung, dann in einfachen Bildchen, schwarz oder farbig, eine Darstellung, von der alle sofort tief ergriffen waren, der aber doch niemand den unerhörten Auflagentriumph hätte voraussagen wollen: Unser Kaiser im Gebet. Kaiser Franz Josef in Marschallsuniform mit den vier goldenen Ordens-Collanen kniet, das Antlitz in den gefalteten Händen halb verhüllt, auf einem rot oder weiß überzogenen Betstuhl. Wer jemals den Wiener Fronleichnamszug bei einem der vier Altäre gesehen hat, erkannte das Bild sofort. Das ist das Gebet vor dem eucharistischen Sakrament, da huldigen die Traditionen Österreichs dem Allerheiligsten.

Der bekannte Wiener Photograph C. Scolik hatte bei der letzten Fronleichnamsprozession, die unter Teilnahme Sr. Majestät stattfand, also im Jahre 1910, von dem Altar auf dem Lobkowitzplatz mit einem Teleobjektiv eine Aufnahme des Kaiserzeltes während des eucharistischen Segens gemacht. In seiner Genesis hat das Bild also mit dem Krieg nichts zu tun. Nur als der Krieg ausbrach, hob der Photograph von der ganzen Hofgruppe die Person des betenden Monarchen heraus. Alle kennen, verehren und lieben das Antlitz, das man hier fast nicht sieht, wodurch das Bild merkwürdigerweise nur um so ergreifender wirkt. Es spricht Ahnungen aus, es wirkt anregend. — In meiner Sammlung von Ansichtskarten liegen nun neben dem Originalbild mit einem Gedicht von H. Sheff 20 Varianten dieses einen Motivs, dessen erste Fassung von einem rührigen Berliner Verlag bisher in Millionenauflagen umgesetzt wurde. Das Wiener Haus gibt vier Varianten in 1¼ Million Auflage an, mit den übrigen Filialen in Prag, Budapest und Agram zusammen sind sieben Millionen dieser Karten ausgegeben. Wir können hier nicht auf die Email-, Glas- und Metallreproduktionen von Juwelieren, Buchbindern, Kleinwarenverlegern usw. eingehen, die das Bild als Brosche, Buchdeckel, Anhängsel, überhaupt als Schmuckbild aller Art, brachten; auch diese Auflagen bewegten sich in sechs- und siebenstelligen Ziffern, ein wahres Wettverlegen in allen österreichischen Sprachen und selbst auch im deutschen Verlag. Sogar die Russen haben das Bildchen unter ihren Soldaten verbreitet: „Der österreichische Kaiser weint über die verlorenen Schlachten." Die grobe Unwahrheit fand ihre Widerlegung im Bilde selbst, wir aber dürfen sagen, es stelle den obersten Soldaten Österreichs im Gebet vor, in einem Gebet, so mächtig wie das des Patriarchen Moses und so eindrucksvoll, daß dieses Bild allein eine millionenmalige Mission ist. Freund und Feind kennt es, und wir wissen, daß es das beste, charakteristischeste Bild unseres Kaisers ist. Unter allen Kriegskarten bleibt diese die populärste und wurde auch tatsächlich bis in die letzten Tage noch immer gekauft, wie mir verschiedene Händler mitteilten.

Aber das ist nicht das einzige Bild eines betenden Soldaten. Solche Krieger im Gebet finde ich, nach Kategorien geteilt, folgende:



vor einem Kreuze nicht weniger als 32, vor einem Marien- oder Herz-Jesu-Bild zirka 30 Kompositionen und ferner 28 Karten, die das Gebet am Grabe eines Kameraden darstellen, ferner 24 verschiedene Karten zum ganzen Vaterunser oder einzelnen Bitten desselben, also zusammen über 100 Kartenbilder, die aufs intensivste die religiöse Selbstbetätigung des Kriegers darbieten und, was für unsere Zeit überraschend und interessant ist, auch fleißig gekauft und verschickt werden. Daß dabei bedeutend mehr österreichische Uniformen als deutsche vorkommen, mag im Sammelorte der Karten teilweise begründet sein, aber der größte Kartenhändler Wiens erklärte, daß überhaupt in Österreich die religiöse Kriegskarte stärker vertreten sei als in Deutschland. Dazu kommt, daß die Zahl der „Soldaten im Gebet" sich wesentlich erhöht durch die überraschend vielen liturgischen Szenen: Feldmessen, sogar eine im Schützengraben photographierte hl. Messe (Linzer Regiment, Hessen Nr. 14), Predigten, Sakramentenspendungen, darunter eine Kriegstrauung (mit der Inschrift: Erst vereint — dann weh' dem Feind!), mehrere Segnungen, wie Fahnenweihen und Leichenfeiern; alle diese liturgischen Szenen in der stattlichen Zahl von 48 Darstellungen des katholischen Feldgottesdienstes. Dazu kommen dann 7 protestantische und 1 jüdische Andacht im Felde. Ferner wären hieher aus den später zu besprechenden Liederkarten 15 zu rechnen, wo Soldaten singend beten. Wir hätten also den betenden Soldaten im Weltkrieg über 180 mal dargestellt.

Man sieht an diesen wenigen Zahlen schon, daß die Sammlung religiöser Ansichtskarten aus unserem Krieg förmlich zu einem Problem wird und zu einem Maß, dessen Eindruck unter der Hand wächst. Es steckt ein hoher psychologischer Wert darin, wenn anfangs Dezember 1915 meine bescheiden begonnene Sammlung 964 Karten aufweist, wobei ich schon 80 weglasse, die nicht streng religiösen Inhalt, wenn auch verwandte Motive zeigen. Im ganzen sind es also 1004.

Gesammelt habe ich die Karten, zumeist solche in deutscher, aber auch in anderen Sprachen, in Wien, dem Hauptort für den österreichischen Verlag. Weiters konnte ich in Ungarn und Galizien, speziell in Budapest, Kaschau, Krakau, Przemysl und Lemberg sammeln. Auch in Oberösterreich hatte ich Gelegenheit, und zwar in mehreren kleineren Orten, solche Karten zu kaufen. Mit ganz wenigen lokalen Ausnahmen gehen überall dieselben großen Verlagserzeugnisse durch, die nur in den Sprachen verschieden sind. Ob in Deutschland ebensoviel österreichischer Einschlag wie bei uns deutscher Verlagseinfluß herrscht, konnte ich nicht vergleichen. Jedenfalls darf die freilich etwas eigenartige Sammlung auf annähernde Vollständigkeit rechnen; sie wird von Tag zu Tag neu ergänzt. Der vorliegenden Bearbeitung ist der 10. Dezember 1915 zugrunde gelegt.

Nach der Schätzung des erfahrensten Wiener Ansichtskartenhändlers machen religiöse Darstellungen etwa 15 bis 20 Prozent der gesamten im Kriegsjahr erschienenen Ansichtskarten aus, die in etwa 3000 Auflagen in Österreich und in ungefähr doppelt so großer in Deutschland erschienen sind. Letztere kommen aber nicht alle nach Österreich, so daß man doch



sagen kann, die religiösen Kriegskarten wären zirka ein Fünftel des Gesamtverlages, was bei der Unmasse von Porträtkarten, Schlachtenbildern und Ortsansichten gewiß ein hoher Prozentsatz ist. Dabei geht die humoristische Karte im Handel empfindlich zurück. Von den lasziven Karten bemerkte ein Papierhändler, daß diese von jungen Burschen und Studenten, die religiösen aber, natürlich neben anderen Kriegskarten, mit Vorliebe von Soldaten gekauft werden.

Der religiöse Inhalt tritt wennmöglich noch stärker, wenn auch etwas einseitig, in der folgenden Gruppe auf, welche den Heiland oder Heilige geradezu in tätigem lebendigen Verkehr mit den Soldaten zeigt. Und es ist auffallend, daß gerade diese spezifisch katholischen Karten, ich würde sie mit dem Sammelnamen „visionäre Bilder" bezeichnen, sehr stark, eigentlich am stärksten vertreten sind und immer wieder bis in die letzten Tage neu verlegt werden. So finden wir Christus in 77 Darstellungen, Maria auf 15 und die Engel auf 27 Bildern. Die Beweiskraft dieser Bilder verstärkt sich durch die Tatsache, daß sie nicht frommen oder agitatorischen Verlagen entstammen, sondern die gewöhnlichen Verlagsvermerke tragen, also unleugbar Folge und Beweis des Lebens sind. Dabei hören wir, daß die religiösen Karten geschäftlich nicht schlechter gingen als die profanen, manche bedeutend besser, am besten die Ave-Maria- und Vaterunser-Karten und die eine, wo Christus als Samariter Verwundete tragen hilft.

Zu den soeben beschriebenen Karten könnte noch die Gruppe von Soldatenpatronen gezählt werden in der Zahl von 40, nicht bloß Ansichts-, sondern geradezu Andachtskarten: Christus als Kultbild (Herz Jesu allein oder als Herzschild des Doppeladlers) 5 mal, die Mutter Gottes in 11 Auflagen (darunter 16 mit dem geneigten Haupt und eine Serie, die Wiener Prozession mit dem vielverehrten Gnadenbild in 8 Karten), der Erzengel Michael in 10, Gabriel in 1 Bild, unter den Heiligen allen voran der Ritter Georg (7), dann je 1 heiliger Josef als Patron der Pioniere, Hubertus als der der Jäger und Schützen, 3 Mauritius und fünfmal die heilige Barbara als Patronin der Artillerie, dann noch Pater Hofbauer und Marco d'Aviano. Beide Gruppen, die visionären und die Patrone, umfassen über 200 Darstellungen! Ihr Schwerpunkt liegt in den Christus-, Marien- und Engelbildern, die, wie gesagt, ins Soldatenleben eingreifen. So segnet Christus die beiden verbündeten Kaiser, er begleitet die Soldaten auf dem Marsche bis in den Schützengraben (20 Kompositionen); dann aber werden die beiden Motive: Christus und der Verwundete sowie Christus und der sterbende Soldat, in 14, bezw. 29 Variationen dargestellt, meistens so, daß der Krieger die Erscheinung Christi wirlich sieht, vertrauensvoll zu ihm aufblickt, von ihm als Verwundeter begleitet oder sogar getragen wird, ihm die Hand reicht oder seinen Segen erhält. Es sind ergreifende Bilder des Trostes und Vertrauens und sie müssen wirken, sowohl wenn sie der Soldat an die Seinen schickt wie (und das ist der häufigere Fall) wenn er sie als Wunsch und Veranschaulichung von seinen Lieben gesendet erhält. Wie lange

werden wohl solche sprechende Postkarten den Sinn des Empfängers beschäftigt haben, immer wieder neu betrachtet werden, kleine Altarbilder innerster Andacht, mehr tröstend, als Worte es vermöchten.

Ähnliches gilt von den Engelsbildern, unter denen der Friedens- und der Siegesengel eine stärkere Rolle spielen. Dabei begrüßen wir als Kampfsänger des hl. Michael den Pfarrer von der Festenburg, Ottokar Kernstock, zu wiederholten Malen im Text. Außer den früher erwähnten Vaterunser-Bildern, zu denen noch eine volle Serie der zehn Gebote in mehreren Sprachen der Monarchie kommt, aber immer mit soldatischen oder kriegerischen Anwendungen, finden wir noch die Gebetstexte: Vater unser — Mein Jesus, dir lebe ich — Ave Maria —, ferner die Schriftstellen: Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! — Ich bin die Auferstehung und das Leben — Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind! usw., oder wir lesen allgemeine Sentenzen und Wünsche: Vertrau' auf Gott! — Sei getreu bis in den Tod! — Glaube und hoffe! — Der Glaube macht stark . . . Unter einem Christus, der einen ackernden Soldaten segnet, steht einfach als Legende: Beim Anbau. Merkwürdig ist auch, daß die Weihnachtskarten, wenigstens heuer, so stark einen unmittelbaren Verkehr der „Feldgrauen" mit dem Christkind oder Krippenengeln zur Darstellung bringen. Aus den Karten von Sankt Nikolaus und dem Krampus spricht ein grimmiger, übrigens der eigenen Sache sehr sicherer Kriegshumor, aber für unser Studiengebiet sind sie ergebnislos.

Verweilen wir hier etwas bei dem Hauptergebnis unserer Beobachtungen in religiöser und seelsorglicher Beziehung. Was ist der geistige Inhalt dieser Karten? Was besagen sie und was sagen sie nicht?

Alle diese Bilder und Gebete und Sprüche zeigen eine religiös gestimmte Ergebenheit und seelische Ausdauer, die über jede Erwartung groß ist. Damit erscheint ferner die patriotische Begeisterung ideal begründet, weil außer rechtlich-staatlichen und wirtschaftlichen Motiven auch religiös verankert. Diese Verankerung ist eine allgemein religiöse und nicht bloß im verletzten Rechtsgefühl über die Untat von Sarajewo, die eigentlich weniger durchwirkt, allein motiviert. Anderseits darf auch nicht verkannt und noch weniger mißdeutet werden, daß ein Hauptziel aller Gebete und selbst der „Visionen" im Schutz des Kämpfers, sekundär seiner Zurückgebliebenen besteht. Dafür kommt auf überaus wenig Karten das Dankmotiv zur Geltung. Es ist noch immer wie zu Zeiten des Erlösers, daß zehn geheilt werden und nur einer dankt. Zur Höhe des Preisgebetes erhebt sich Theodor Körner, wenigstens soweit, daß er den Vater preist, weil es „kein Kampf für die Güter der Erde" ist, sondern „das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte". Das aber, was man theologisch die eigentliche Bußgesinnung nennen würde, finden wir auf den Karten nicht, nur auf einer derselben betet der Soldat zum Abschied: „Vater im Himmel vergib alle Sünd', behüt mir mein Haus, mein Weib und mein Kind" —. Dabei muß betont werden, daß wir literarisches Flagellantentum natürlich nicht wünschen und daß solche Ergüsse sich



auf Ansichtskarten auch nicht voll und ganz erwarten lassen. Aber außer der erwähnten einen Karte und der Serie „Die zehn Gebote", die unmittelbar auf das Kriegsleben angewendet werden, fehlen alle Ansätze zur gesunden Erkenntnis, wo die moralischen Ursachen dieses unmenschlichen Krieges liegen. Daher dürfen wir wohl sagen, daß die religiöse Volksbewegung, insofern unsere Ansichtskarten sie bezeugen, breit, aber nicht sehr tief sei. Vielleicht drückt sich beides am besten aus in dem Gebet des Husaren vor dem Wegkreuz: „Herr, laß dich finden, wo wir dich suchen", wobei Christus den rechten Arm vom Kreuzbalken herab wie segnend über den Beter ausstreckt.

Die größte Anerkennung verdient das religiös gestimmte Solidaritätsbewußtsein der Soldaten für die idealen Seiten ihres Berufes sowie der Kameraden untereinander über das Grab hinaus. Es wurden bisher nur wenig Soldaten- oder Heldengrabbilder veröffentlicht, ohne daß im Gebet versunkene, stehende oder sehr häufig kniende Kameraden des Verstorbenen andächtig gedenken. Eine Karte wendet das Dogma von der Auferstehung deutlich auf die im Krieg Gefallenen an. Aber auch das Solidaritätsgefühl mit dem Kaiser, für die Heimat, für das ganze Volk prägt sich oft und deutlich aus. Die vom Bund der Deutschen in Niederösterreich besorgte Karte: Hindenburg betet vor einem Kreuzmarterl, trägt die Unterschrift: O Herr, du Allmächtiger, hilf mir mein Volk und meinen Kaiser schützen! — An die Gebetspflicht mahnt in geradezu überragender Weise, wie schon oben ziffernmäßig belegt, das Bild „Unser Kaiser im Gebet" und eigentlich auch jedes der zahllosen Bilder betender Soldaten oder betender Angehöriger derselben.

Sonst wird noch der Abschied von der Heimat religiös verklärt und häufig auch der Treuschwur Liebender unter Gottes Schutz gestellt. Die auffallend vielen liturgischen Szenen aus dem Feldgottesdienst zeigen, wie unser Feldklerus arbeitet und daß diese spezifisch katholische Arbeit auch Echo findet.

Und nun mehr entfernte, auch indirekt religiöse Themen.

Ich fürchte sehr, den Leser zu ermüden, wenn aus dem halben Hundert von Karten, wo das „Rote Kreuz" oder das „Eiserne Kreuz" oder das Kreuz überhaupt eine religiös betonte Rolle spielt, auch nur alle besonders merkwürdigen hervorgehoben werden sollten. Es sei aber angeführt eine besonders schöne, aus dem Spital des Künstlerhauses stammende Karte, wie die Klosterfrau den Verwundeten verbindet, dann eine aus dem Augartenspital mit der Spitalmutter, der Frau Erzherzogin Maria Josefa, und sonst noch die Serie „Werke der Barmherzigkeit", — eine gut erfundene, nur etwas kraß gehaltene Kreuzdarstellung, die aber nicht viel gekauft wird, weil sie „zu blutig" aussieht, — allerdings auch drei kuriose Karten, wo dem Verwundeten als Sterbenden das Eiserne Kreuz wie eine himmlische Vision oder als eine durch den Adler gebrachte Gabe des Himmels erscheint!

Fast gleich groß ist die Zahl der Karten, in denen nur im allgemeinen Gott genannt ist oder irgend ein religiöses Element, wie ein



Wegkreuz oder ein Kreuz, das die ausziehenden Tirolerschützen tragen, verwendet wird. Charakteristisch ist eine Karte mit der Frage: Wer wird siegen? und die Antwort geben die Anfangsbuchstaben von Germanien, Oesterreich und der Türkei, bei der letzteren muß halt der erste Buchstabe doppelt genommen werden: Gott. Auch sonst finden wir den heiligen Krieg der Türkei einigemal in religiösem Lichte. Mehrfach die Sprüche: Gott mit uns — Mit Gott für Kaiser und Vaterland, — ein Hindenburgbild mit dem Spruch: „Weiter vorwärts mit Gott, dann wird uns der Sieg gewiß sein." Ebenso oft variiert das Bismarckwort von den Deutschen, die nur Gott fürchten. Dann einige ziemlich kunstlose Gedichte, darunter ein „Glaubensbekenntnis", das besser ungedruckt geblieben wäre. Vom religiösen Standpunkt aus unerfreulich fand ich ein Bild, wo „das Schicksal" als die beherrschende, gespenstige Macht erscheint und eine absichtlich religiös indifferente Darstellung: Göttin der Barmherzigkeit. Gewiß ist die strengere Zensur auch mit ein Grund, daß keine antireligiösen Bilder in Massen verbreitet werden. Zwei Travestien der 10 Gebote enthalten aber doch sehr bedauerliche Züge. Anderseits sei, um eine heikle Frage noch zu berühren, festgestellt, daß die Besorgnis, die alte germanische Mythologie werde die Christusreligion verdrängen, niemals so unbegründet war wie heute. Wenn unsere Wotananbeter auch wollten, könnten sie doch nur auf 2 Thorbilder und 4 Walkürenritte Gefallener verweisen, ein Beleg dafür, daß die deutschnationale Bewegung den Ersatz der Religion durch die alte germanische Mythologie entweder nie versuchte oder schon aufgab. Auf diesem Gebiete, wo Verleger in Hamburg und Berlin und in Österreich arbeiten, ist der Zahlenbeweis mit 6 gegen 900 definitiv erbracht. Im Krieg nützt eben nicht die Mythologie, sondern die Religion.

Aber einige private „Heiligsprechungen" wurden doch mit künstlerischer Freiheit vorgenommen. Als Himmelsgebilde in Gloria und Licht oder doch als schwebender Geist finden sich verschiedene historische Persönlichkeiten, allen voran Andreas Hofer in 8 Bildern, dann folgt Bismarck mit 6 solchen Vergeistigungen. Je drei entfallen auf Kaiserin Elisabeth, auf Radetzky, Tegetthof und Prinz Eugen, zwei auf Hermann den Cherusker. Die meisten sind würdig ausgeführt, ein Bismarckkopf hinter schwarzen Wolken, wohl als Sonne gedacht, wirkt komisch. Natürlich sind hier nicht die einfachen Porträtbilder oder Historienmalereien gezählt. Aber erwähnt muß noch werden, daß unser Kaiser auf drei Bildern in ähnlicher Art als Lichtgebilde, Verwundete auf dem Kampffeld tröstend und erhebend, erscheint. Ebenso existieren sieben Ansichtskarten mit dem Text der Kriegserklärungen oder Manifeste, worin in besonderer Weise Gottes als des allmächtigen Schutzherrn oder Richters gedacht ist, 9 Karten mit dem Bild des Kaisers in Verbindung mit sonstigen religiösen Texten, ebenso viele Karten zeigen beide Majestäten, den österreichischen und den deutschen Kaiser, unter dem besonderen Schutz Gottes, auf vier Bildern sehen wir Kaiser Wilhelm im Gebete, stehend unter freiem Himmel im Felde, an der Spitze seiner Soldaten reitend, vor den Grabmälern in der Potsdamer

Friedenskirche und am Grabe seiner Soldaten und wieder auf anderen sein Porträt mit Unterschriften oder Beisätzen, die Gottvertrauen oder Bekenntnisfreude ausdrücken. Auf einem derselben nennt sich der Kaiser den Freund von dreihundert Millionen Mohammedanern, auf der letzterschienenen sieht man ihn kniend vor einem Altar beten, „wo ein ew'ges Licht die Wache hält". Die Gesamtzahl der religiös gestimmten Fürstenbilder, sowohl unseres Kaisers (30 Karten) wie des deutschen Kaisers (14 Karten) und beide vereinigt (10 Karten), ergibt die stattliche Anzahl von 54, und zwar außer der ganzen Flut von Kaiserbildern, wie sie alle unsere Auslagen zeigen.

Der Friedenspapst Benedikt XV. ist bisher auf vier Ansichtskarten mit dem Krieg in Verbindung gekommen: sein Friedensgebet wurde, wie der Name der Verleger besagt, von zwei nichtchristlichen Firmen mit dem Porträt abgedruckt, ein drittes hat Seine Heiligkeit unserem Witwen- und Waisenhilfsfond gewidmet, das vierte erschien in Farben (Verlag C. H., Wien), leider künstlerisch schwach. Ich wiederhole, daß der Schwerpunkt des vorliegenden Beweises für das Ansteigen der religiösen Ideen und Stimmungen gerade darin liegt, daß die gewöhnlichen Firmen, in der erdrückenden Majorität nichtchristliche, den Verlag solcher Karten in die Hand genommen haben. Das mag eine Nachlässigkeit unsererseits ebenfalls mitbeweisen, aber es zeigt auch, daß wir von vornherein diesen Erfolg nicht erwartet haben. Wenn dabei auch mit der Religion Mißbrauch getrieben wird, wie es zwei Serien von den drei existierenden Glaube-, Hoffnung- und Liebe-Karten zeigen, ist das abzulehnen, spielt aber ziffernmäßig keine Rolle.

Aus der Geschichte Österreichs sind wohl viele Heldenbilder erschienen, zählen aber, ungefähr ein Dutzend mit religiösen Momenten ausgenommen, in unserer Statistik nicht mit.

Mit einem gewissen theologischen Interesse sind zum Schlusse noch die Fluchkarten, wenn wir sie so nennen dürfen, anzureihen. Bisher habe ich 38 Ansichtskarten oder irgendwie ausgestattete Textkarten gesammelt, die den bekannten Spruch „Gott strafe England" wiederholen oder variieren. 22 Kompositionen sprechen diesen „Wunsch" gegenüber England aus, 2 illustrieren ihn in einer Art poetischer Umschreibung, 9 Karten verweisen die Judastat Italiens vor Gottes Gericht und 5 gehen gegen beide; also über 30 mal eine Anrufung Gottes, die den Kriegsanstiftern eine gerechte Strafe wünscht oder es voraussieht, daß Gottes unbeugsame und höchste Gerechtigkeit dieses größte menschliche Unrecht strafen werde und müsse. In diesem Sinne wäre der Spruch wohl theologisch zulässig, — aber unzulässig, wenn allen Engländern und allen Italienern die größten Übel persönlich gewünscht würden. Ob die Menschen immer so genau unterscheiden? Keinesfalls darf die politische Aversion das menschliche und christliche Empfinden verletzen, ein Konflikt, der übrigens in Österreich am wenigsten notwendig erscheint. So ist die Harmonie dieser Stimmungen positiv und am besten in der Dekade von Karten ausgedrückt, die im eigentlichen Sinn als kriegerische Segenskarten gelten müssen: da sie in Wort und Bild das Gott



segne Österreich darstellen. Wohl ein neuer Gruß, aber doch längst enthalten in der schönsten Hymne unter allen Nationalgesängen.

Nicht weniger als 49 Kriegsansichtskarten verherrlichen die österreichische Volkshymne. Davon ist nur eine im offiziellen Kriegshilfsverlag erschienen, drei im Verlag des Deutschen Schulvereines, eine vom Bund der Deutschen in Böhmen und vier außer Österreich verlegt, davon zwei noch mit dem alten Text: Gott erhalte Franz den Kaiser.

Da unsere Hymne ein Gebet ist, war ich berechtigt, diese Bilder hier mitzuzählen, wo es sich um Beweise religiösen Lebens in unserem Vaterland handelt. Wir sind unsere Volkshymne schon so gewöhnt wie eben unseren — Pulsschlag. Wir könnten ohne beide nicht sein.

Wer die Sprache dieser 1000 Karten besonders menschlich tief und innig empfinden will, soll die Mappe hernehmen, wo das „Gebet der Angehörigen" ihn bis zu Tränen rühren wird, — Mutter und Bräute beten, der alte Vater segnet den zum Kampf ausziehenden Sohn. — Wie ein Scheinwerfer beleuchtet das unser Volksempfinden im Krieg, — aber noch mehr wird uns die Mappe mit den Bildern der betenden Soldaten überraschen, es wird etwas wie ein Schleier vom Auge fallen. — Heilige Bilder mitten aus den Schrecken des Schlachtfeldes! Und das alles sind nicht tote Postkarten, wertlose Papierstücke, sondern spulierendes geistiges Volksgut, Folgen, aber zugleich auch Beweise und Neuanregungen des religiösen Lebens, wenn auch von geschäftsverständigen Händen, eben weil es Bedürfnis war, in Umlauf gesetzt, eine geheime Wirklichkeit um uns, die wenigstens mit großer relativer Sicherheit, um nicht zu sagen ziffernmäßig, die Frage bejaht, ob ein religiöser Aufschwung durch den Krieg in unserem Volke eingetreten ist.

Das erscheint uns, wenn auch mit den obgenannten einschränkenden Bemerkungen, so sicher, wie wir schon die zweite Frage aufscheinen sehen, deren Beantwortung weit weniger sicher ist, ob wir alles vorbereitet haben, um das aufkeimende neue Leben zu schützen, zu vertiefen und es so zu erhalten?





Chinesische Kriegstaktik.

Von P. Wg. M. Ibler S. V. D.

Chinas viertausendjährige Geschichte müßte zum großen Teil mit Blut geschrieben werden. Unzählige Empörungen und Revolutionen, Unruhen lokaler oder allgemeiner Natur, Kriege, Parteiungen und Eroberungen wechselten in bunter Reihenfolge ab. Bürgerkriege, Bedrängungen von äußeren Feinden, Katastrophen so schrecklicher Art, wie nur irgend ein europäisches Land sie aufzuweisen hat, kamen über das Reich der Mitte. Ein französischer Schriftsteller vergleicht in dieser Hinsicht China mit Frankreich, und zwar von 420 nach Christi Geburt an, also kurz vor der Zeit, da Chlodwig lebte, bis 1644, als Ludwig XIV. den Thron bestieg und die Mandschu sich in Peking festsetzten. Es ergibt sich dann folgendes: Im Laufe dieser 1224 Jahre hat das angeblich so ruheliebende und so fest am Alten klebende chinesische Volk nicht weniger als fünfzehnmal die Dynastie gewechselt, und fast jedesmal nur unter grausamen und blutigen Bürgerkriegen und Vernichtung der entthronten Herrscherfamilie. Frankreich hatte in diesem Zeitraume nur zwei Königsfamilien; seit der Revolution ist es freilich auch dort sehr oft in ganz chinesischem Stile hergegangen.

Bei diesen fast ununterbrochenen Unruhen und Fehden, diesen zahllosen inneren und äußeren Feinden ergab sich für die Herrscher und Heerführer Chinas von selbst die Notwendigkeit, die Reichsgrenzen zu schützen und zu befestigen, Bollwerke[1]) und Wachttürme[2]) anzulegen, das Militär einzuexerzieren, Kriegspläne zu entwerfen, kurz, sich auf eine den Verhältnissen entsprechende Taktik zu verlegen.

Es ist interessant, die alten chinesischen Anschauungen über Krieg und Kriegführung, wie sie sich in den Aufzeichnungen eines

---

[1]) Als das hauptsächlichste Bauwerk dieser Art ist die sogenannte „Große Mauer" — chinesisch „Wan-li-tschang-tschöng, die 10.000 Li lange Feste" — zu erwähnen, das riesenhafteste Verteidigungswerk, das je aufgeführt worden ist. In einer Länge von über 3000 Kilometer erstreckt sich dieses Titanenwerk vom Chinesischen Meere im Norden und Westen des Reiches und läuft, ohne Hindernisse und Schranken zu kennen, über die tiefsten Täler und höchsten Bergspitzen (bis zu 1700 Meter). Dieses Bauwerk wurde errichtet vom chinesischen Napoleon, Kaiser Tsin-Schi-hoangti (246—209 vor Chr.) gegen die Einfälle der Hunnen und Mongolen.

[2]) Längs der von Nanking nach Peking führenden sogenannten Kaiserstraße erblickt man noch zahlreiche Überreste solcher ehemaliger Wachttürme.





chinesischen Oberhofmarschalls namens Sung-hsie[1]) spiegeln, mit der Taktik von heute zu vergleichen.

„Krieg ist eine der wichtigsten, bedenklichsten Entschließungen. Von einem Kriege hängt vieler tausend Untertanen Tod oder Leben ab, ja oft der Untergang oder das Wohl eines ganzen Reiches. Daher sollen jene, die eine so verwickelte Sache anfangen wollen, zuerst wohl überlegen, ob es nicht möglich sei, durch irgend eine Vermittlung so viele Tausende vom Tode zu erretten, das Reich vom Untergang zu befreien und Glück und Heil über dasselbe auszubreiten. Ich will in dieser Hinsicht fünf Grundsätze anführen und zuerst von einem allgemeinen Gesetz, dann vom Himmel (Wetter), drittens von der Erde (Position), viertens von den Kiankuins (Generalen) im Kriege, fünftens endlich von einigen besonderen Regeln sprechen.

Das allgemeine Gesetz lautet: Keiner soll seinen Feind fürchten. Allen in das Feld ziehenden Soldaten muß dieser Gedanke tief eingeprägt werden, so daß sie mit vollem Vertrauen auf den erhabenen Himmel gegen den Feind losgehen und der einzige Wunsch aller der sei, miteinander zu leben oder zu sterben.

Dem zweiten Grundsatz zufolge soll das Kriegsheer zu einer Zeit aufbrechen, wo es seine Operationen bequem ausführen kann, vor allzu großer Hitze sich hüten, gegen die Kälte sich vorsehen, schlechter rauher Witterung ausweichen[2]).

Drittens sollte ein Kriegsheer genau achtgeben, um eine vortreffliche Stellung zu wählen. Es muß zuerst genau untersuchen, ob es seine Position in der Nähe oder in einer Entfernung nehmen soll. Es hat sich mit allen Wegen, mit allen Pässen bei Gebirgen oder Gräben sorgfältig bekannt zu machen und zu informieren, wie breit, wie enge sie seien, ob sie gut und leicht oder nur mit Gefahr umgangen werden können.

Viertens soll man solche Generale zur Armee schicken, von denen man überzeugt ist, daß sie brav, treu, vernünftig, tapfer, strenge, aber auch mitleidig sind. Solchen Generalen muß man unumschränkte Vollmacht geben.

Fünftens muß man die militärischen Ämter richtig, ohne die geringste Parteilichkeit vergeben. Man muß genau darauf sehen, daß dem Kriegsheer nichts fehle, was ihm zukommt, man muß die Offiziere auf die Probe stellen, ob sie ihre Pflicht erfüllen, ob sie die Regimenter

---

[1]) Sung-hsie lebte unter der Ta-Tsing-Dynastie, der „großen reinen" (1644—1912); nähere Angaben fehlen in der chinesischen Literatur. Doch dürfte er aller Wahrscheinlichkeit nach ein Zeitgenosse des berühmten Kaisers Kanghi gewesen sein, der nach einer ruhmreichen Regierung und vielen siegreichen Schlachten, namentlich gegen die nordwestlichen Stämme (Mongolen, Tsungaren, Tibetaner), im Jahre 1722 hochbetagt starb. Die Abhandlung selbst stellt ein Promemoria an den kaiserlichen Hof dar und ist einem chinesischen Werke „Sammlung gemeinnütziger Aufsätze" entnommen.

[2]) Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Liu la yüo bu tschu men — im 6. und 12. Monat (unser Juli und Januar) macht man keine Reisen" (eigentlich: „geht man nicht vor die Tür") — wegen zu großer Hitze und Kälte.

und Bataillone nach der richtigen Ordnung aufstellen, ob Brot, Wasser und alles sonst für den Krieg Notwendige reichlich vorhanden sei.

Wiewohl durch Befolgung dieser Grundsätze ein tapferer und verdienstvoller General den Feind schlagen kann, so rate ich dennoch, auch die geringfügigsten Umstände, auf die es bei einem Kriegsheer ankommt, zuerst sorgsam in Betracht zu ziehen. Man muß erforschen, welcher Teil aus gerechten Gründen den Krieg angefangen, welchem Kriegsheer ein erfahrenerer Feldherr vorstehe, welche Soldaten den größten Ruf der Tapferkeit haben, welche Soldaten stärker seien, welche bessere Waffen haben und welche, wenn sie sich vergehen, mehr bestraft werden sollen, wenn sie aber ihren Dienst wohl versehen, mehr Belohnungen zu erwarten haben. Ein General, der von all diesem nichts außer acht läßt, muß über das Heer befehlen. Hat er alle diese Vorsichtsmaßregeln beobachtet, so muß er, wenn er seinen Vorteil erkennt, wohl bedenken, daß nun vor allem Mut und Tapferkeit erfordert werden. Ränke und Listen dienen zu nichts anderem, als den Krieg in die Länge zu ziehen. Er muß dem Feinde zeigen, daß er das scheinbar Unmögliche möglich machen kann, muß Untätigkeit hassen, dem entfernten Feind sich nähern, vor dem nahen sich entfernen. Er muß den Feind durch scheinbare Vorteile heranlocken, um sich auf seine Kosten zu bereichern, muß, wo es möglich ist, Uneinigkeit unter ihm zu erwecken suchen. Merkt er bei dem Feinde Entschlossenheit, muß er ihn einzuschläfern suchen; ist er ihm überlegen, ihm für einen Augenblick ausweichen; ist er still und ruhig, ihm Beschäftigung verschaffen, sein Heer zum Schwelgen zu veranlassen suchen, sich selbst aber ganz zusammenziehen, den Feind anfallen, wenn er nicht daran denkt und sich nicht vorgesehen hat, seine eigenen Unternehmungen aber ins tiefste Stillschweigen hüllen.

Bei Beginn eines Krieges muß der Heerführer sogleich den Überschlag machen, daß der Unterhalt von 100.000 Soldaten, wenn man das Brot aus entfernten Gegenden kommen lassen muß, täglich wenigstens auf 1000 Liang[1]) Silber anzuschlagen sei. Er muß also den Krieg in das Land des Feindes zu spielen, ihn so schnell als möglich zu beendigen suchen, damit die Tapferkeit nicht erschlaffe, die Kräfte sich nicht vermindern und die Kassen nicht geleert werden. Ein mittelmäßiger General kann auch durch rasches Handeln und Kriegslist dem Feinde einen größeren Schaden beibringen als der mutigste Feldherr, der lange Zeit zum Überlegen braucht. Jener General aber, der im Kriege nicht imstande ist, jede Gefahr und allen Schaden den man ihm zufügen kann, vorherzusehen, kann auf mehr Schaden als Vorteil rechnen. Ein tapferer General stellt sein Heer gewiß nicht zweimal nacheinander in Schlachtordnung auf, er versieht sich gewiß nicht auf drei Tage mit Brot; Waffen gibt ihm sein Kaiser, Brot weiß er von seinem Feinde zu bekommen. Er weiß nur zu gut, wie-

[1]) Liang (Lot, Unze) ist der 16. Teil eines chinesischen Pfund (chin. kin), hier Bezeichnung der Geldeinheit, gewöhnlich Tael genannt; Wert zirka 6 Mark.

viel es seinem Vaterlande kostet, ihm von weitem her Brot zuführen zu lassen, er weiß, erstlich leidet die Kasse darunter, sodann ist es der Ruin des Soldaten[1]). Ein umsichtiger Feldherr versteht es daher, sich so zu wenden, daß ihn der Feind sättigen muß, und er schätzt den vierten Teil des Getreides vom Feinde höher als zwanzig Teile von dem seines Fürsten. Den Feind fällt er in der ersten Hitze an und läßt sich womöglich keine Beute wegnehmen, sondern teilt sie sogleich unter diejenigen seiner Soldaten aus, die tapfer gefochten haben. Die erbeuteten Waffen verwahrt er sorgfältig, indem er nie vergißt, daß von ihm Tod und Leben so vieler Menschen abhängt, ja oft das Wohl und Wehe seines ganzen Vaterlandes. Ein solcher General besiegt seinen Feind gewiß, und sein Heer wächst von Tag zu Tag.

Mit dem Verlangen, daß keiner von denen, die mit ihm das Vaterland verteidigen, unnütz umkomme, tritt der umsichtige Heerführer dem Feinde jederzeit unter die Augen. Zu unnützen Verlusten gibt er nicht den geringsten Anlaß, er zieht einen mit geringem Verlust verbundenen Vorteil und Sieg der größten, noch so ruhmvollen, aber mit vielem Menschenblut gefärbten Schlacht vor. Daher ist von Anfang an sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Pläne und Verbindungen seiner Feinde zu vereiteln und ihre Macht auf alle Weise zu schwächen. Städte nimmt er nur im äußersten Notfall im Sturm, denn er weiß nur zu gut, was bei dem Sturme erfordert wird, ja, daß man bei demselben weder der Verwegenheit noch der Hitze Einhalt tun kann und seine Soldaten Ameisenhaufen gleichen, deren dritter Teil daher oft geopfert wird, des öftern auch die Belagerung ohne Vorteil aufgehoben werden muß.

Ein solcher General verdient Lob, der den Feind ohne großes Blutvergießen überwindet, ihm ohne starke Belagerung Städte wegnimmt, den Krieg siegreich beendet, ohne ihn unnötigerweise in die Länge zu ziehen, das Vaterland mit Ruhm krönt, ohne sein Heer allzusehr geschwächt zu haben. Noch mehr Ehre aber ist man dem General schuldig, der einen an Mannschaft weit überlegenen Feind mit Vorteil angreift oder sich, ohne daß man ihm das Geringste anhaben kann, in Sicherheit bringt und, ohne einen Mann zu verlieren, sich zurückzieht, um günstigere Zeit und Verhältnisse abzuwarten. Ein geschickter General verdient mit Recht den Namen eines Führers seines Kaisers, denn er kann ihn und sein Reich entweder erhöhen oder erniedrigen. Ein unerfahrener General aber bindet seines Heeres Füße, wenn er es an gefährliche Positionen bringt, er verblendet es und führt es in der Irre herum, wenn er weder Taktik noch Kriegsmaximen kennt; weiß er nicht einmal seine Pflicht, so führt er es vom ebenen Weg dem sichern Abgrund zu. Ein solcher Heerführer, der nach Siegen dürstet, gegen seine Leute kein Erbarmen hegt und ungeschickt ist, wird seines Fürsten Verderben. — Nur ein solcher

[1]) Durch dessen Untätigkeit, falsche Sicherheit und vermessenes Vertrauen.



General denkt auf Siege, der gewiß weiß, er könne einen Angriff wagen, er habe nicht viele Leute dabei zu opfern, der seinen Feind zu überraschen sucht, seine Aufmerksamkeit täuscht und ihn dann überfällt. Ein solcher umsichtiger Führer braucht keine Aufmunterung durch seinen Monarchen. — Ein General, der sich und seinen Feind genau kennt, verliert nicht leicht. Wer nur sich und seine eigenen Verhältnisse kennt, mag anfangs große Vorteile gewinnen, die er bald doppelt verliert; wer aber weder sich noch seinen Feind kennt, der muß gewiß unterliegen. Der wackerste General kann nie mit Bestimmtheit voraussagen, er werde seinen Feind besiegen; er wartet nur die Gelegenheit ab, siegen zu können. Die Unmöglichkeit, einen Sieg zu erringen, hängt nur von der Gelegenheit, die Möglichkeit aber vom Feinde ab; die Unmöglichkeit seinerseits kann er wissen, die Möglichkeit aber von seiner Seite vorhersagen, das ist unmöglich.

Ein Wissen, über das andere gleichfalls verfügen, ist nicht durchgehends lobenswert, noch ist ein Sieg so sehr erhaben, der in offener Schlacht davongetragen wird und jedem andern gleichfalls Lob erwerben würde. Man hält ja keinen für allzu mächtig und stark, der im Herbst seine Augen weit öffnet, denn deswegen hat einer noch nicht die hellsten und schärfsten Augen, weil er Sonne und Mond ansehen kann, noch das feinste und schärfste Gehör, weil er den Donner rollen hört.

Ein tüchtiger General erachtet nur jenen Vorteil als einen wahren, den er ohne großen Schaden ersicht, und es kümmert ihn wenig, ob man ihn deswegen als unerschrockenen und tapferen Mann preist; er sucht nur bei Vorteilen und Angriffen keinen Fehler zu machen, er greift nur an, wenn er den Sieg für gewiß hält, und faßt nur Fuß an einem sicheren Platz. Zieht er den Säbel, so verläßt er sich schon auf den Sieg, nicht aber erst, wenn er den Feind besiegt hat; Gewinn und Verlust wägt er schon vor der Schlacht ab; seine ausgebreitete Kriegskenntnis, seine vortreffliche Position und Aufstellung, die genaue Ortskenntnis, die Anzahl seiner Soldaten, deren Stärke und Tüchtigkeit er ebenso gut wie die seiner Feinde kennt, dies alles fällt für ihn in die beiden Wagschalen von Verlust und Gewinn.

Mit einer zahlreichen Menge von Soldaten kann man ebenso gute Stellungen einnehmen und Bewegungen ausführen wie mit einer kleinen Menge, wenn man sie richtig zu verteilen weiß. Ebenso kann man ein starkes wie ein schwaches Kriegsheer angreifen, wenn man seinen Zustand vollkommen kennt. Versteht man die Kunst gut, sich zu verteidigen, so kann man sonder Furcht Widerstand leisten; steht man gleich einer Mauer unbeweglich fest, so kann man sich ohne alle Gefahr schlagen.

Ein tapferer, erprobter General tritt seinem Feinde ganz offen unter die Augen, allein er besiegt ihn im Verborgenen. Die List eines tüchtigen Generals kann ebensowenig mit Worten beschrieben werden wie es sich erklären läßt, warum verschiedene Geschöpfe sich bald nach dem Himmel, bald nach der Erde hinwenden oder warum die Sonne



und der Mond bald sichtbar, bald unsichtbar sind, warum fünf Stimmen viele und ganz verschiedene Töne hervorbringen, warum fünf Blumen verschiedene Farben haben, warum der Geschmack von fünf Menschen ein ganz verschiedener ist.

Der Umfang der List und Schlauheit eines klugen Heerführers ist unergründlich, alles dreht und wendet sich bei ihm wie ein Rad, dessen Ende man nicht finden kann. Durch seine Macht kann das Wasser einen Stein in die Höhe heben, nach seinem Augenmaße kann er wie der Vogel mit seinen Flügeln die Bewegung der Luft durchschneiden. Die Äußerung seiner Macht ist ebenso gefährlich wie die Gewalt eines straff gespannten Bogens, die Äußerung seines Augenmaßes ebenso gefährlich wie der aufgezogene Hahn einer Flinte. Kurz vor dem Angriff scheint sein Heer in der größten Unordnung zu sein, aber sofort steht es unbeweglich wie eine Mauer; es scheint in einem Haufen zu stehen, doch keiner kann ihm was anhaben; seine Ordnung selbst scheint ein Durcheinander zu bergen, seine Verwegenheit ist scheinbare Schüchternheit, seine Tapferkeit scheint Schwäche und Unentschlossenheit. Durch solchen Schein betrügt er den Feind, lockt ihn an sich, stellt ihm die gefährlichsten Fallstricke und stürzt ihn im Augenblicke, wo er es am wenigsten vermutet, in die äußerste Gefahr.

Ein erfahrener General verläßt sich nicht auf seine Leute, wohl aber auf seine eigene Geschicklichkeit und Erfahrung; er handelt daher beim Angriff des Feindes mit seinen Leuten wie einer, der Holz oder Steine vor sich herwälzt, von denen er wohl weiß, daß sie sich nicht eher in Bewegung setzen, als bis man ihnen Bewegung gibt. Er weiß ferner, daß viereckige Steine schwerer zu bewegen sind als runde, die beim ersten Stoß schon in Bewegung kommen, ja, daß runde Steine von einem hohen Berg ganz geschwind von selbst herabrollen. Wer seinen Feind antrifft und auf dem Schlachtfeld sich zuerst vor ihm in Ordnung stellt, verhält sich stille; wer aber seinen Feind verfolgt und erst nach ihm das Schlachtfeld erreicht, der setzt sich den größten Hindernissen und Gefahren aus. Ein erfahrener General gibt sich daher Mühe, den Feind so viel als möglich an sich zu locken, damit er nicht selbst in die Falle gerate, er sucht ihn zu überlisten und treibt ihn dann mit Verlust wieder in die Flucht.

Ein guter General sucht den untätigen Feind zu beunruhigen, ihm die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden, er verläßt die Gegenden, in die der Feind nicht eindringen kann, und bricht in aller Eile da ein, wo man ihn am wenigsten vermutet; er marschiert tausend Li[1]) vorwärts, ohne beunruhigt zu werden, wählt aber auch solche Wege, wo er die Übermacht des Feindes nicht zu fürchten braucht. Er kann seine Schlacht sicher gewinnen, weil er den Gegner dort überfällt, wo dessen Macht unbedeutend ist, er besetzt Plätze und behauptet sich da, ohne einen Mann zu verlieren, da ihm in der

[1]) Li (japanisch Ri), eine chinesische Meile, etwas über einen halben Kilometer (genau 556·5 Meter).

geschützten Stellung der Feind nichts anhaben kann. Ein geschickter General ist so vorsichtig, daß er den Feind in der größten Ungewißheit läßt, welchen Platz er besetzen soll, da er einen wirklichen Angriff stets verbirgt. Die List eines erfahrenen Heerführers ist nicht zu ergründen. Plötzlich, ohne gesehen zu werden, ist er da und er vermag sozusagen seinem Feinde die Seele aus dem Leibe zu stehlen. Wo er den Feind angreift, ist dieser nicht gedeckt, er muß ihm wider Willen ins Garn laufen; stehen auch Festungen und tiefe Gräben im Wege, — ein tapferer, kluger General greift mutig den Ort an, den der Feind um keinen Preis verlieren will.

Hat aber ein erfahrener Kommandant nicht im Sinn, den Feind anzugreifen, so veranlaßt er ihn, in Ruhe zu bleiben, wenn er gleich sonst gerne einen Angriff machen wollte, weil er sich nicht gedeckt sieht. Er zwingt also den Gegner vorläufig, in Ruhe zu verharren, da dessen Ausbruch ihn selbst in die größte Unruhe versetzen müßte. Man begreift also, daß ein kluger General sich dem Feinde niemals so zeigt, wie er in der Tat ist, damit der Feind seine Truppen immer beisammen halte, während er selbst rasche und große Bewegungen ausführt, so daß er zehn Orte besetzt hat, bis der Feind von einem einzigen Besitz ergreift. Will ihn der Feind an allen zehn Plätzen angreifen, so zieht er sein Heer näher zusammen und verdoppelt dadurch seine Stärke, während die seines Gegners geschwächt wird. So überwindet er mit einer geringeren Mannschaft einen stärkeren Gegner, da er einen Angriff gewagt und ausgeführt, von dessen glücklichem Erfolge er im voraus überzeugt war. Der Feind, der nicht wissen konnte, wo er angegriffen werde, verteilte sich an verschiedene Orte, wodurch er sich schwächte: rüstete er im Süden, so war er im Norden schwach, machte er sich auf der linken Seite kampfbereit, so war er auf der rechten geschwächt. Wer also in der Ungewißheit Vorkehrungen zu treffen hat, muß schließlich in schwacher Zahl erscheinen, jener hingegen, der ihn bedrängt, wird dadurch desto stärker. Wer die Zeit abwartet, wer die Gegenden kennt, wo man Angriffe wagen will, der kann, käme er auch tausend Li weit her, siegen; wer dies nicht versteht, dessen linker Flügel kann seinen rechten nicht retten, besonders wenn die Stellung so beschaffen ist, daß die Truppen sich nicht gegenseitig unterstützen können.

Ein vorsichtiger General kennt die Mittel, zu gewinnen oder zu verlieren. Gleich bei dem ersten Überblick erkennt er die Stelle, die er behaupten muß, beim ersten Anblick sieht er, ob ihm Leben oder Tod bevorsteht, denn er kennt die Schwäche und Übermacht des Gegners. Fehlt ihm diese Übersicht, ist er vom Geratewohl der Untergebenen abhängig, so mag er noch so lange von Sieg predigen, jeder sieht diesen als Scheingrund an, dem die Wirklichkeit fehlt.

Die Bewegungen einer Armee gleichen dem Laufe des Wassers, das von hohen Orten herabfließt und sich in niedrigen Gegenden sammelt. Eine Armee, die den Ort ihrer Deckung verläßt, sucht an dem ungedeckten Orte vergeblich Vorteil. Das Wasser richtet seinen



Lauf der Wiese zu, ein Heer verspricht sich nach der Lage und dem Zustand des Feindes den Sieg. Das Wasser behält nicht immer die nämliche Bewegung, ebenso hat auch ein Kriegsheer nicht immer den Mut zur rechten Zeit und am rechten Platze." — — —

Das sind die Anschauungen über Krieg und Taktik des ehemaligen Oberhofmarschalls Sung-hsie. Heute sind die Zeiten, die Verhältnisse, die Waffen natürlich auch in China ganz andere und manche dieser Gedanken erscheinen uns wohl überlebt; aber im allgemeinen dürften diese Grundsätze doch ihre Richtigkeit haben. Sung-hsies Ausführungen geben uns jedenfalls einen beachtenswerten Einblick in die Kriegskunst der alten Chinesen.

Ährenlied.

Von Ella Graf.

Wir trauten Schwestern,
Schimmernd und hold,
Noch lenzgrün gestern
Und heute Gold,
Wir leuchten
Den feuchten
Grasrain entlang,
Wir lauschen
Dem Rauschen
Im Windesgesang.
Wir schwingen und schweifen
Im Licht uns sacht,
Wir ruhen und reifen
In dunkler Nacht.
Wir biegen
Und wiegen
Uns tiefer gelind
Im Rieselregen,
Der Sonn' entgegen,
Selbst jede ein Sonnenkind.



Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1914.

Von **Dr. Th. Innitzer**, Generalsekretär.

In das 23. Bestandjahr der Österreichischen Leo-Gesellschaft fällt der **Ausbruch** des Weltkrieges, der, wie vorauszusehen war, eine wesentliche Einschränkung der Tätigkeit der Leo-Gesellschaft mit sich brachte. In dem Märtyrer der grausigen Bluttat von Sarajevo verlor die Leo-Gesellschaft einen wohlwollenden Förderer. Ein halbes Jahr später entriß ihr der Tod ihren hochverdienten gewesenen Vizepräsidenten und Mitbegründer Bischof B e l o p o t o c z k y; seine Bedeutung für die Gesellschaft wird an anderer Stelle gewürdigt*). Im übrigen weist dieses Jahr keine für die Gesellschaft bedeutsamen Ereignisse auf.

Am 29. Jänner 1914 übersiedelte die Kanzlei in das neue Heim, das die Leo-Gesellschaft durch die hochherzige Widmung Sr. Eminenz, ihres Präsidenten, in dessen Hause fand. Dadurch wurde ihr auch eine große wirtschaftliche Sorge abgenommen und eine sehr fühlbare Wohltat in schwerer Zeit erwiesen. In dankbarer Würdigung derselben ernannte das Direktorium Se. Eminenz zum F ö r d e r e r der Gesellschaft. Zu Anfang des Jahres legte Rechnungsdirektor Gemeinderat Rudolf M ü l l e r infolge seines geschwächten Gesundheitszustandes das Amt des Schatzmeisters nieder. Das Direktorium nahm in der Sitzung vom 14. Jänner diesen Schritt mit Bedauern zur Kenntnis und sprach ihm für seine umsichtige, sorgfältige und sachkundige Führung der Kassaverwaltung Dank und Anerkennung der Gesellschaft aus. An seine Stelle wurde Gutsbesitzer Anton W e i m a r provisorisch als Schatzmeister gewählt und ihm Ingenieur Josef R o h r b a c h e r, derzeit im Felde, als Stellvertreter beigegeben.

Die in St. Pölten geplante G e n e r a l v e r s a m m l u n g für 1914 wurde infolge des Kriegsausbruches in einfachem Rahmen am 11. November in Wien im Konsistorialsaale des f.-e. Palais abgehalten. Herr Dr. Richard v. K r a l i k hielt einen von vaterländischer Begeisterung getragenen und von unerschütterlicher Siegeszuversicht er-

*) Siehe dieses Jahrbuch Seite 33—35.

füllten Vortrag über „Unsere Aufgaben im Weltkrieg", der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Der gewesene Präsident der Leo-Gesellschaft, Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, wurde zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt und ihm in Ausführung dieses Beschlusses ein Ehrendiplom überreicht.

Die durch den Ausbruch des Krieges verursachten Einschränkungen betrafen zunächst die literarische Tätigkeit. Im ersten Halbjahr 1914 erschienen noch: 1. der 12. Band der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer", durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell, Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck: „Die Neuerrichtung der Bistümer in Österreich nach der Säkularisation" von Dr. Hubert Bastgen, Privatdozent an der Universität Straßburg (Großoktav, X und 500 S., 12 K); 2. der 21. Band der „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft", herausgegeben von Dr. Martin Grabmann und Dr. Theodor Innitzer, Professoren an der Universität Wien: „Das Gebet im Alten Testamente in religionsgeschichtlicher Beleuchtung" von Dr. Johannes Döller, Professor an der Universität in Wien (Großoktav, 107 S., K 3·50). — Infolge der dem Kriege teilweise schon vorausgegangenen Verminderung der Einnahmen und infolge der Schwierigkeit, einen günstigen Verlagsvertrag schließen zu können, wurde die Fortführung des „Wissenschaftlichen Kommentars zu den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes" einstweilen eingestellt. Ebenso wurde der Verlagsvertrag mit der „Allgemeinen Verlagsgesellschaft" in Berlin-München mit der Rechtswirksamkeit vom 1. Jänner 1915 gekündigt, da die Verlagsvereinbarung der Leo-Gesellschaft nicht jene Vorteile brachte, die ihre Aufrechterhaltung wünschenswert erscheinen ließen. — Bezüglich des „Allgemeinen Literaturblattes" und der „Kultur" (beide wie bisher herausgegeben von Dr. Franz Schnürer, Direktor der a.-h. Familien-Fideikommiß- und Privatbibliothek Sr. Majestät) beschloß das Direktorium, letztere vom Jahre 1915 an als Jahrbuch erscheinen zu lassen und dasselbe, gleichwie das durch Leitaufsätze allgemeinen Inhalts erweiterte Allgemeine Literaturblatt allen Mitgliedern als Vereinsgabe umsonst zuzusenden. — Die Herausgabe des „Anthropos" (Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, herausgegeben von Dr. P. Wilh. Schmidt S. V. D., Sankt Gabriel) wurde auch in diesem Jahre mit 1000 K unterstützt.

Die Vortragstätigkeit äußerte sich im ersten Halbjahre, vor Kriegsausbruch, wie bisher teils in den Montagsabenden, teils in den Sektionssitzungen. Im Herbste mußten infolge verschiedener Ursachen, vor allem infolge zahlreicher Einberufungen zum Militär, Einschränkungen Platz greifen. Die Montagsabende leitete bis zu seinem Einrücken ins Feld Professor an der



Lehrerakademie Josef Neumair in der anerkannten rührigen und geschickten Weise. Sie erfreuten sich eines regen Besuches und Interesses. Während der Kriegszeit wurden diese fast zur Gänze eingestellt. Die Vorträge waren folgende:

5. Jänner: Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Foerster: „Eindrücke aus der sozialen und religiösen Arbeit der Heilsarmee."

12. Jänner: Direktor P. Dr. Heinrich Giese: „Die Organisation der Katholiken Frankreichs seit der Trennung von Staat und Kirche."

19. Jänner (Diskussionsabend): Dr. Oskar Katann: „Zeitgemäße Anregungen."

26. Jänner: Lichtbildervortrag des Monsignore Dr. Karl Weczerzik Edler von Planheim: „Das maurische Kalifenschloß der Alhambra in Granada."

9. Februar: Eine Einführung in R. Wagners „Parsifal" nach persönlichen Eindrücken der Bayreuther Festspiele, vom Prälaten Dr. Josef Kluger, Propst des Stiftes Klosterneuburg.

16. Februar: Professor Dr. Johannes Ranftl (Graz): „Die Darstellung der Kreuzigung in der altchristlichen Kunst." (Mit Lichtbildern.)

23. Februar: (Autorenabend, mitveranstaltet vom Verbande katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs.) Vorträge von Gedichten des jüngst dahingeschiedenen Dichters Adam Trabert, der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti, von Fr. K. Ginzkey; humoristische Gedichte von Theodor Weiser und andere Lieder, darunter Tiroler Volkslieder.

9. März: Professor Dr. Franz Heiderich: „Die Stellung Oesterreich-Ungarns in der Weltwirtschaft."

16. März: Universitätsprofessor Dr. Eduard Eichmann: „Das Problem der Trennung von Kirche und Staat."

23. März: Prälat Dr. Ernst Seydl, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer: „Der Pragmatismus, ein Kapitel amerikanischer Philosophie."

30. März: Universitätsprofessor Dr. Ernst Tomek (Graz): „Das kirchliche Leben in Alt-Wien (im 17. und 18. Jahrhundert)."

20. April: P. J. Overmans S. J. (Valkenburg in Holland): „Die Weltanschauung in der Dichtung."

27. April: Lichtbildervortrag des Architekten Dr. Karl Holey.

11. Mai: Professor Dr. Ferdinand Schönsteiner (Klosterneuburg): „Ehe und Ehereform."

18. Mai: Universitätsprofessor Dr. August Naegle (Prag): „Die slawische Liturgie in Böhmen."

25. Mai: Dr. Alfred Schappacher: „Mexikanisches. Zur Entstehung der jetzigen Wirren in Amerika."

Außerdem fand am 10. Dezember ein Kriegsliederabend zugunsten der Kriegsfürsorge statt mit Rezitationen zeitgemäßer Dichtungen durch Kommandeur Jakob Schreiner, päpstl. Geheimkämmerer, und Theodor Weiser, Magistratsrat.

In den Sektionen der Leo-Gesellschaft in Wien fanden bei den Sitzungen folgende Vorträge statt:

In der philosophisch-theologischen Sektion:

19. Jänner: Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel (Salzburg): „Eine österreichische theologische Revue."

18. Februar: P. Johannes Chrysostomus Baur O. S. B. (Seckau): „Der heilige Chrysostomus und das christliche Vollkommenheitsideal."

18. März: Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer: „Über strittige Fragen aus der Leidensgeschichte."

21. Oktober: Prälat Dr. Ernst Seydl, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer: „Über die Religion unserer Klassiker."



In der pädagogischen Sektion:

24. Jänner: Seminarlehrer Rudolf Zlabinger: „Über Telos und Ethos in der Erziehung."

14. März: Professor Dr. W. Kammel: „Über Intelligenzprüfungen nach Binet-Simon und deren Wert für die Schule."

2. Mai: Dr. J. Kowarzik: „Über das Pfadfinderwesen."

In der sozialwissenschaftlichen Sektion:

7. Jänner: Karl Kainz: „Die Schädigung des österreichischen Handels durch die ungarisch-kroatische Rechtspflege."

28. Jänner: Professor Dr. Karl Wessely, Kustos der Hofbibliothek: „Über die ‚Latino-Glagolica'."

19. Februar: Dimitry de Yantchevetzky (St. Petersburg): „Über die Nationalitäten in Rußland."

11. März: Johann Bezecny, Vorstand des fürstl. Schwarzenbergschen Tarifbureaus: „Über Eisenbahnschmerzen in Wien und auf der Strecke."

1. April (im Vereine mit der Sozialen Sektion des Kathol. Wohltätigkeitsverbandes): Dr. Ed. Hermann Gart: „Über Wirksamkeit und Ausgestaltung des Fortbildungsschulrates."

22. April: Dr. Alfred Nagl, em. Hof- und Gerichtsadvokat: „Über die antike Rechentafel."

13. Mai: Dr. Otto Maresch, Dozent an der Lehrerakademie: „Über Konsumvereinsfragen."

3. Juni: Schriftsteller Raimund Fürlinger: „Über Berufsberatung."

24. Juni: Professor Alfons Müllner: „Über Verpflegsverhältnisse und Lebensmittelpreise am Erzberge und in Stadt Steyr vom 15. bis 18. Jahrhunderte."

15. Juli Konsulent G. Wendel: „Über das Recht der gewerblichen Genossenschaften auf die Erlassung von Preistaxen."

5. August: Dr. Alfred Schappacher: „Über gewerbliches Bildungswesen und Gewerbeförderung in Österreich."

26. August: Konsul Anton G. Veith: „Erfahrungen im Auswandererverkehr."

28. Oktober: P. Konstantin Prinz Hohenlohe O. S. B., Professor des Römischen Rechts am Benediktinerkolleg in Rom: „Über die Frage vom Schadenersatz in der Novelle des Bürgerlichen Gesetzbuches."

25. November: Professor Dr. Rudolf Kobatsch: „Über die finanzielle und wirtschaftliche Kriegsbereitschaft Österreich-Ungarns."

16. Dezember: Karl M. Danzer, Herausgeber und Chefredakteur von „Danzers Armeezeitung": „Österreich im Weltkrieg."

In der naturwissenschaftlichen Sektion:

29. Jänner: Universitätsprofessor Dr. A. Pilcz: „Ursachen und Verhütung der Paralyse."

5. März: P. Richarz (St. Gabriel): „Das Alter der Menschheit vom geologischen Standpunkt aus."

26. März: Professor Dr. Nabélek: „Ein Naturforscher im Orient." I. (Mit Lichtbildern.)

30. April: Professor Dr. Nabélek: „Ergebnisse einer Orientreise, II. Teil." (Mit Lichtbildern.)

In der Kunstsektion:

3. Februar: Hofrat Prälat Dr. Heinrich Swoboda: „Über ein neu aufgefundenes Skizzenbuch und anderes von Josef Führich" mit Vorweisung des Originals.

27. April: Lichtbildervortrag des Architekten Dr. Karl Holey.

Außerdem nahm die Kunstsektion Anteil an der Veranstaltung des Instruktionskurses für kirchliche Kunst, der unter Förderung des



k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom Verein für christliche Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg vom 13. bis 17. Juli 1914 zu Feldkirch und Bregenz unter dem Präsidium des hochwürdigsten Bischofs Dr. Sigmund Waitz gehalten wurde.

In der katechetischen Sektion:

20. Jänner: Besprechung der Illustrationen in „Pichlers kath. Religionsbüchlein".

10. Februar: „Pichlers Religionsbüchlein." (Illustrationen des N. B.)

21. April: „W. Pichlers Religionsbüchlein, Neues Testament."

3. Dezember: Pfarrer Hofer: „Neubearbeitung des Katechismus."

Der Arbeitsausschuß hielt regelmäßig monatlich zweimal Sitzungen ab.

In der rhetorisch-homiletischen Sektion:

4. Februar: Wilhelm Pichler: „Die Aufgaben einer homiletischen Zeitschrift."

3. März (Arbeitsausschußsitzung): Sekretär Josef Schnitt: Bericht über die eingelaufenen Offerten. Provinzial Pellerin: „Die Vorbereitung auf die Predigt als Kursthema."

Sehr erfreulich ist die Tätigkeit unseres Zweigvereines für Salzburg unter der rührigen Leitung seines Präsidenten Universitätsprofessors Dr. Ignaz Seipel. Von Oktober 1913 bis Ende Dezember 1914 wurden 23 wissenschaftliche Vorträge abgehalten und in der Kriegszeit drei populäre Vortragsabende veranstaltet; ferner veranlaßte der Verein die Aufführung von Domanigs Schauspiel „Die liebe Not" im Salzburger Stadttheater und Graf Poccis „Die Zaubergeige" in Aichers Marionettentheater und veranstaltete am 27. Dezember einen Weihnachtsabend. Alle Versammlungen erfreuten sich eines sehr regen Besuches (bis 400 Teilnehmer). Auch die Kassagebarung war eine günstige (Kassier Oberfinanzrat Jos. Huber): 1472 K Einnahmen, 1032 K Ausgaben; an die Zentrale überwiesen 323 K, Spende für die Arbeitslosen in Salzburg 50 K. Ein hervorragendes Mitglied, Eminenz Kardinal Katschthaler, ist gestorben, ein anderes, Rechnungsrevisor Architekt Geppert, in russische Gefangenschaft geraten, Schriftführer Dr. Ramek steht im Felde. Am 8. Februar 1915 hielt der Zweigverein seine erste Generalversammlung ab.

Vom Zweigverein für Tirol und Vorarlberg wurde leider ein Bericht über dessen Tätigkeit und Kassagebarung im Jahre 1914 nicht erstattet.

Auch im verflossenen Jahre erhielt die Leo-Gesellschaft vom k. k. Unterrichtsministerium 600 K als Subvention zur Herausgabe des „Allgemeinen Literaturblattes" und 800 K für die Herausgabe der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer". Se. Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein spendete der Gesellschaft wie bisher 80 K, Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl 90 K. An sonstigen Zuwendungen

gingen 15 K ein. Für alle diese gütigen Spenden sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Die am 1. Jänner 1914 vorhanden gewesenen Effekten (Nominale 81.000 K) blieben mit Ausnahme von Nominale 10.000 K, die behufs Zeichnung von 20.000 K Kriegsanleihe verpfändet wurden, ungeschmälert vorhanden. Eine Vermögensbilanz kann dermalen nicht aufgestellt werden, da es seit Kriegsbeginn keinen offiziellen Kurs gibt.

Im Jahre 1914 traten der Leo-Gesellschaft 95 Mitglieder bei. Hingegen schieden aus: durch Tod ein Ehrenmitglied (Se. Erzellenz der Apostolische Feldvikar Bischof Dr. Kol. Belopotoczky), fünf lebenslängliche Mitglieder (darunter Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich-Este) und 40 Mitglieder mit Jahresbeiträgen; durch Austritt: 65 Mitglieder.

Der Mitgliederstand betrug daher Ende 1914:

Art der Mitgliedschaft	Stammverein Wien	Zweigverein für Tirol u. Vorarlberg	Zweigverein für Salzburg
Ehrenmitglieder	4	—	—
Förderer	41	—	—
Lebensl. Mitglieder	82	13	1
Lebensl. Teilnehmer	4	—	—
Mitglieder	1188	206	71
Teilnehmer	62	45	5
Zusammen	1381	264	77

Gesamtzahl der Mitglieder: 1722.

Leider überwogen auch diesmal die fast ausschließlich mit dem Hinweis auf die Teuerung oder die Kriegslage begründeten Austritte von Mitgliedern zusammen mit den Todesfällen um etwas die Zahl der neu gewonnenen Mitglieder. Auch sonst gestaltete sich infolge der Steigerung der Druckkosten und Papierpreise und anderseits der geringen Einnahmen aus den Mitgliederbeiträgen die wirtschaftliche Lage der Gesellschaft weniger günstig. Die Ausgaben und Unternehmungen mußten daher auf das Notwendigste beschränkt werden. Derlei Schwierigkeiten treten indes in der Kriegszeit mehr oder weniger bei allen Vereinen zutage. Daher sieht auch die Leo-Gesellschaft trotz der augenblicklich weniger günstigen Verhältnisse voll Vertrauen einer besseren Zukunft entgegen; sie bittet aber zugleich ihre Mitglieder, ihr unentwegt treu zu bleiben und durchzuhalten, auf daß sie ihren hohen Aufgaben wieder mit vollen Kräften dienen kann!

2. Ausweis über die Geldgebarung im Jahre 1914.

	Einnahmen. K	h	Ausgaben. K	h
Mitgliedsbeiträge, eingegangen für das Jahr 1914	11.086	12	—	—
Mitgliedsbeiträge, eingegangen für 1915	—	—	10	—
Spenden und Subventionen	2385	10	5141	53
Zinsenkonto	3216	67	40	50
Kulturkonto	65	—	8877	33
Montagsabende und Sektionssitzungen	—	—	390	79
Verwaltungskonto	2834	25	7081	01
Verschiedene Einnahmen und Ausgaben	1517	75	1169	24
Buchdruckerei C. Fromme	105	—	610	—
Katechetischer Kongreß	760	71	728	50
Inseratenkonto	900	31	343	48
Verlag der Leo-Gesellschaft	261	42	132	52
Verschiedene Publikationen	5	40	670	—
Onno Klopp-Gedenktafel	110	—	—	—
Guthaben beim k. k. Postsparkassenamt am 1. Jänner 1914	2375	88	*) 670	92
Stand der Handkasse am 1. Jänner 1914	264	24	*) 22	03
	25.887	85	25.887	85

*) Am 31. Dezember 1914.

Der Schatzmeister:
A. Weimar m. p.

Die Revisoren:
Dr. Simon Hagenauer m. p.
Ed. Michl m. p.

---

3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den P. T. Herren:

Präsident: Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl, Fürsterzbischof von Wien.

1. **Vizepräsident:** Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Hofrat, Prälat und Universitätsprofessor, Wien.

2. **Vizepräsident:** Dr. Karl Ferdinand von Kummer, k. k. Hofrat, Landesschulinspektor a. D., Wien.

Generalsekretär: Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.

Schatzmeister: Anton Weimar, Gutsbesitzer, Wien.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.



Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Dr. Heinrich Giese, f.-e. geistl. Rat, Seminardirektor, Wien.
Dr. Franz Gutjahr, Prälat, Univ.-Prof., Priesterhausdirektor, Graz.
Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat und em. Universitätsprofessor, Feldkirch.
Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Dr. P. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.
P. Viktor Kolb S. J., Wien.
Dr. Richard v. Kralik, Wien.
Erlaucht Franz Graf v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.
Julius Kundi, Ehrendomherr, f.-e. Rat, Stadtdechant, Wien.
Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, Wien.
Dr. Gustav Müller, Ap. Protonotar, Domkustos, Seminardirektor, Wien.
Josef Neumair, Professor a. d. Lehrerakademie, Wien.
Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Direktor des Istituto austriaco, Rom.
Dr. Alexander Pilcz, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Ing. Rudolf F. Pozděna, Oberkommissär im k. k. Arbeitsministerium, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.
Dr. Franz M. Schindler, päpstl. Protonotar, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.
Dr. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., Herausgeber des „Anthropos", St. Gabriel bei Mödling.
Dr. Franz Schnürer, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Dr. Ernst Seydl, päpstl. Hausprälat, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer, Wien.
Karl Maria Ritter von Truxa, k. k. Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D., Wien.
Dr. J. E. Wackernell, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, em. Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Leitmeritz.
Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef und Mitglied des Herrenhauses, Wien.

---

4. Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Prälat Dr. Ernst Seydl; 1. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Johann Döller; 2. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Josef Lehner; 1. Schriftführer: Gymnasialprofessor Dr. Leopold Krebs; 2. Schriftführer: Subrektor Karl Rudolf.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Hofrat Dr. J. Hirn; Stellvertreter: Archivbeamter Dr. K. Fajkmajer.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat a. D. Dr. Karl Scheimpflug; Stellvertreter: Landesvizesekretär Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Dr. Hans Freiherr von Zeßner.
4. Für Literatur (vereint mit dem Verbande der kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs): Obmann: Dr. Richard von Kralik; Schriftführer: Dr. Richard Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Doktor Alexander Pilcz; Stellvertreter: Professor Dr. Josef Stadlmann; Schriftführer: Dr. Johann P. Haustein.
6. Für Pädagogik: Obmann: Hofrat Dr. Karl Ferdinand von Kummer; 1. Stellvertreter: Pädagogiumdirektor Regierungsrat Dr. R. Hornich; 2. Stellvertreter: Schulrat Andreas Weiß; 1. Schriftführer: kais. Rat Georg Zeitelberger; 2. Schriftführer: Übungsschullehrer L. Rotter.
7. Für Kunst: Obmann: Anton Weimar; Stellvertreter: Baurat Architekt Anton Weber; Schriftführer: Architekt J. Kotzurek.
8. Für Katechetik: Obmann: Kanonikus Julius Kundi; 1. Stellvertreter: Hofrat Dr. Heinrich Swoboda; 2. Stellvertreter Domkapitular Dr. Eduard Krauß; 1. Schriftführer: Religionsprofessor Emil Kratochwill; 2. Schriftführer: Koop. Ferdinand Haas.
9. Für Rhetorik: Obmann: Seminardirektor Dr. Heinrich Giese; Stellvertreter: Msgr. Al. Stingeder; Schriftführer: Koop. Josef Schnitt.

---

5. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.

Obmannstellvertreter: Dr. Josef Eduard Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.



Schriftführer: Anton Müller (Br. Willram), Religionsprofessor am Pädagogium, und Dr. Alois Lanner, k. k. Schulrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.

Kassier: Dr. J. Kraft, Archivbeamter, Innsbruck.

Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.

Dr. Mich. Mayr, k. k. Univ.-Prof., Landtagsabg. und Archivdirektor, Innsbruck.

Msgr. Dr. Alois Spielmann, geistl. Rat und Gymnasialdirektor, Brixen.

Se. Exzellenz Dr. Theodor Freiherr v. Kathrein, Landeshauptmann von Tirol, Innsbruck.

Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Dornbirn.

Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto austriaco, Rom.

Dr. Karl Klaar, k. k. Staatsarchivdirektor, Innsbruck.

Ferdinand Watschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

---

6. Der Vorstand des Zweigvereines für das Kronland Salzburg.

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.

Obmannstellvertreter: Dr. Andreas Mudrich, Archivdirektor, Salzburg.

Schriftführer: Dr. Rudolf Ramek, Hof- und Gerichtsadvokat, Salzburg.

Kassier: Josef Huber, Oberfinanzrat, Salzburg.

Dr. Johannes Eckardt, Redakteur, Salzburg.

Josef Rauter, Domkooperator, Salzburg.

---

7. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1914.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der L.-G.

1892: 26. Jänner: Konstituierende Versammlung der L.-G. in Wien: Wahl des Direktoriums für die Jahre 1892 bis 1895. — 9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg. — 7. und 8. Aug.: 1. G.-V. in Linz.



1893: 21. Febr.: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der L.-G. den Förderbeitrag von 2000 K. — 24. bis 26. Juli: 2. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: G.-V. des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz. — 30. Juli bis 1. Aug.: 3. G.-V. der L.-G. in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. — 20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leos XIII. an die L.-G. — 29. bis 31. Juli: 4. G.-V. d. L.-G. in Graz. Änderung einiger Statuten. Wahl des Direktoriums für 1895 bis 1901.

1896: 14. bis 16. Sept.: 5. G.-V. der L.-G. in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. G.-V. der L.-G. in Klagenfurt. — 27. und 28. Dez.: G.-V. d. Z.-V. d. L.-G. f. T. u. V. in Innsbruck.

1898: 27. und 29. Nov.: 7. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1899: 18. und 19. Sept.: 8. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. G.-V. d. L.-G. in Marburg. — 10. und 11. Sept.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. G.-V. d. L.-G. in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901 bis 1907. — 3. Okt.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. Neuwahl des Vorstandes für 1901—1907.

1902: 25. und 26. Sept.: 11. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1904: 13. bis 15. Sept.: 13. G.-V. d. L.-G., zugleich G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Hall bei Innsbruck.

1905: 19. und 20. Nov.: 14. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1906: 11. Nov.: 15. G.-V. d. L.-G. in Wiener-Neustadt.

1907: 3. und 4. Mai: 16. G.-V. d. L.-G. in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907—1913.

1908: 30. Nov.: 17. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1909: 22. und 23. Nov.: 18. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1910: 16. März: Josef Freiherr von Helfert, erster Präsident der Leo-Gesellschaft, †. — 6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft. — 7. Nov.: 19. G.-V. d. L.-G. in Wien.

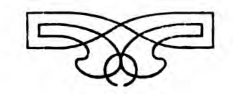
1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz des Apostol. Feldvikars Bischofs Dr. Kol. Belopotoczky als ersten Vizepräsidenten, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft. — 13. Okt.: Wahl des Univ.-Prof. Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten. — 3. Nov.: 20. G.-V. d. L.-G. in Wien.



1912: 18. Nov.: 21. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1913: 29. Jänner: Hofrat Dr. Franz M. Schindler legt das Amt des Generalsekretärs nieder. — 22. Sept.: Konstituierende Versammlung des Zweigvereins für das Kronland Salzburg. — 4. bis 6. Okt.: 22. G.-V. d. L.-G. in Salzburg. — Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1913—1919. — Rücktritt des zweiten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. — Wahl Sr. Exzellenz des Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl, zum Präsidenten, Ernennung Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein und des Hofrates Prälaten Schindler zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft.

1914: 11. Nov.: 23. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 14. Dez.: Apostol. Feldvikar Bischof Dr. Koloman Belopotoczky, Mitbegründer der Leo-Gesellschaft, †.



Inhalt.

Seite

Die Organisation der Menschheit. Von o. ö. Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel . . . 3

Ave Maria. Von Luise Baronin Ferstel . . . 21

Frauenkriegsdienst. Von Hanny Brentano . . . 22

Kriegsbereitschaft. Von Ella Graf . . . 32

Bischof Belopotoczky. Von Hofrat, o. ö. Universitätsprofessor Dr. Franz M. Schindler . . . 33

Naturandacht. Von Ilse Franke-Oehl . . . 35

Die Aufgaben der Zentralmächte in Ostasien. Von Erzabt Norbert Weber von St. Ottilien . . . 36

Kriegspsychiatrische Erfahrungen. Von o. ö. Universitätsprofessor, k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Alexander Pilcz . . . 56

Religiöse Kriegs-Ansichtskarten. Von Hofrat, o. ö. Universitätsprofessor Dr. Heinrich Swoboda . . . 65

Chinesische Kriegstaktik. Von Missionär P. Wg. M. Ibler S. V. D. . . 75

Ährenlied. Von Ella Graf . . . 82

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1914. Von Generalsekretär, o. ö. Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer . . . I—XII

Buchdruckerei „Reichspost", Ambr. Opitz' Nachfolger, Wien VIII, Strozzigasse 8.